

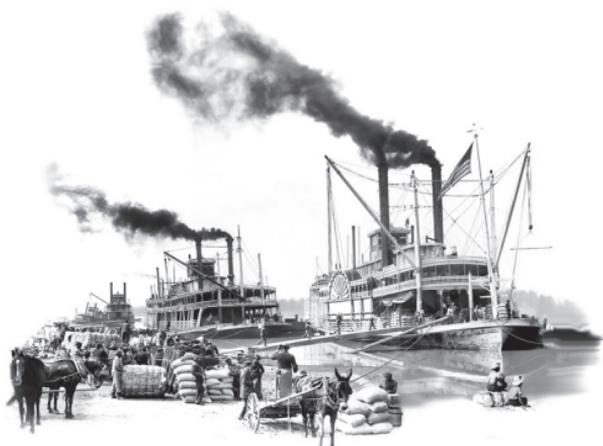


Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld



# DER ABENTEUERER FLUSS

*Lois Walfrid Johnson*



## 4 DER SCHATZ DES BETRÜGERS

## Lois Walfrid Johnson

ist Autorin von 38 Büchern. Ihre Werke sind in zwölf Sprachen übersetzt worden und haben viele Preise gewonnen. Doch für Lois ist das Wissen, dass die Leser ihre Bücher mögen, die schönste Auszeichnung.

Lois und ihr Mann Roy leben in Minnesota, USA, und haben drei verheiratete Kinder.

Um mehr über Lois und ihre Bücher zu erfahren, besuche ihre Website [www.lwjbooks.com](http://www.lwjbooks.com).

1. Auflage 2016

Originaltitel:

The Swindler's Treasure / The Freedom Seekers # 4

© 2013, 1997 by Lois Walfrid Johnson

Moody Publishers

820 N. LaSalle Boulevard

Chicago, IL 60610

USA

© der deutschen Ausgabe 2016

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Franziska Sägesser

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Bestell-Nr. 256174

ISBN 978-3-86699-174-3

Für die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen  
in den deutschsprachigen Ländern und Häusern –  
danke, dass ihr mich trotz geografischer Grenzen  
und großer Distanzen über Land und Wasser  
wissen lasst, dass euch meine Bücher gefallen  
und ihr die Hauptfiguren darin mögt.

Danke euch allen, dass ihr durch Bücher  
mit mir befreundet seid!

Der obere  
**Mississippi**  
 1857

Michiganse

MINNESOTA

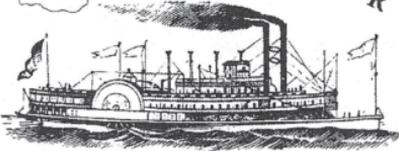
WISCONSIN

IOWA

ILLINOIS

MISSOURI

KENTUCKY



0 100 200  
 Kilometer

Osceola  
 Stillwater  
 Minneapolis  
 Hastings  
 Red Wing  
 Reads Landing  
 Wabasha  
 Pepin  
 Abma  
 Winona  
 La Crescent  
 La Crosse  
 Black R.  
 Chippewa R.  
 Hudson  
 St. Paul  
 Prescott  
 Minnesota R.

Mc Gregor  
 Prairie du Chien  
 Gutenbergo  
 Cassville  
 Wisconsin R.  
 Dubuque  
 Dunleith (E. Dubuque)  
 Cedar R.  
 Bellevue  
 Clinton  
 Le Claire  
 Davenport  
 Rock R.

Des Moines R.  
 Iowa R.  
 Muscatine  
 Burlington  
 Salem  
 Denmark  
 Fort Madison  
 Keokuk  
 Nauwoo  
 Quincy  
 Hannibal  
 Rock Island  
 Moline  
 Savanna  
 Chicago

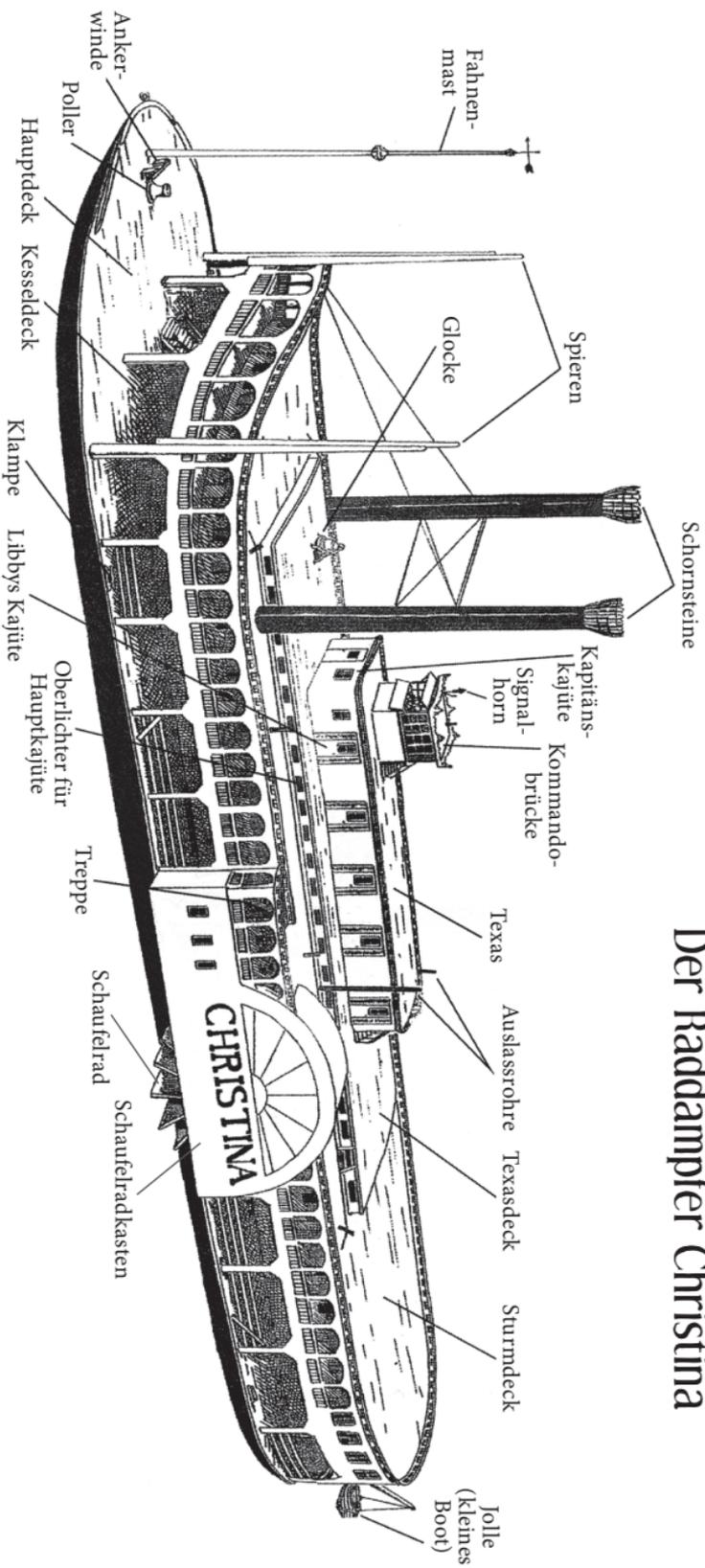
Grafton  
 Alton  
 St. Louis  
 Chester  
 Missouri R.  
 Osage R.  
 Illinois R.  
 Mississippi R.

Cape Girardeau  
 Commerce  
 Cairo  
 Ohio R.  
 Kaskaskia R.

# Inhalt

Die Drohung des Betrügers	11
Katastrophe!	20
Lauf!	30
Seltsames Wiedersehen	39
Peter James Christopherson	52
Die große Suche	63
Alles Gute zum Geburtstag!	76
Jordans Daddy	88
Geheimnis im Fels	102
Das verlassene Haus	114
Calebs Vorbild	127
Knappes Entkommen	136
Letzte Chance?	147
Die Hitze des Feuerofens	158
Das verschwundene Paket	173
Unruhestifter	183
Feuer!	196
Herrn Lincolns Springfield	210
Ein Trick?	224
Niemand kennt sie	233
Danksagung	246

# Der Raddampfer Christina



Frederick Douglass, John Jones, Samuel Morse, Priscilla Baltimore, Major Charles und Rebecca Hunter, John Livingston, Thomas Dimmock, Benjamin Godfrey, Dr. Thomas Brown, Frances Brown, J. W. Gilson, John Hart, Allan Pinkerton, William Florville und Abraham Lincoln sind historische Figuren, die in den 1850er-Jahren gelebt haben. Elijah Lovejoy starb im Jahr 1837. Alle anderen Figuren sind jedoch erfunden, und jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.



## Die Drohung des Betrügers

**E**in beißender Wind rüttelte an den Fenstern, deren Geklapper so wütend klang wie die Stimmen. In Libby Norstads Augen war die Frage zu lesen: *Was ist hier los?*

Die Stimmen kamen von irgendwo außerhalb des Speisesaals auf dem Dampfschiff *Christina*. Libby schob ihr tiefrotes Haar nach hinten und horchte. *Männerstimmen*, stellte sie fest. *Auch Papas Stimme ist dabei.*

Als Libby aus dem Speisesaal hinauslief und sich in Richtung der breiten Treppe auf der Vorderseite des Dampfers bewegte, wurden die Stimmen lauter. Am unteren Ende der Treppe stand Libbys Vater, der Kapitän der *Christina*, auf dem Hauptdeck. Zwei Männer waren bei ihm.

»Aber Herr Dexter hilft mir doch!«, meinte der eine. An seinem Akzent erkannte Libby, dass es ein Einwanderer war.

Der andere Mann war gut gekleidet, hatte einen hochroten Kopf und sah wütend aus. Papa wandte sich an ihn.

»Herr Dexter?« Die Stimme des Kapitäns besaß eine gewisse Härte, die Libby verriet, dass auch er wütend war. »Herr Edward Dexter?«

Schon hatte sich eine neugierige Menschenmenge um die Männer versammelt. Die 13-jährige Libby machte sich Sorgen um ihren Vater und setzte sich auf die Treppenstufen, um das Geschehen zu beobachten.

»Ihr Ruf ist Ihnen vorausgeeilt, Herr Dexter«, erklärte Kapitän Norstad. »Auf dem ganzen Mississippi haben verantwortungsbewusste Kapitäne Sie von ihren Schiffen geschickt. Und das werde ich nun auch tun!«

»Nein, nein!«, rief der Einwanderer. »Schauen Sie, was Herr Dexter für mich tut!« Als könnte er sein Glück kaum fassen, hielt er einen prall gefüllten Beutel in die Höhe.

»Herr Iverson, wann haben Sie Ihr Land gekauft?«, fragte Kapitän Norstad.

Das Gesicht des Einwanderers leuchtete vor Stolz. »Ein Jahr lang habe ich gearbeitet. Ich habe ein Feld gerodet. Ich habe Mais angepflanzt. Ich habe ein Haus gebaut – und eine Scheune für meine Kuh.«

Herr Iverson griff in den Beutel und hielt dann eine Handvoll Papiergeld hoch. »Nun werde ich mehr Land kaufen.«

Kapitän Norstad nahm einen Geldschein, dann zwei weitere Scheine und schließlich fünf oder sechs. Er hielt sie gegen das Licht und untersuchte sie sorgfältig. »Sie verkaufen die Farm, die Sie besitzen?«, fragte er.

»Wenn ein Mann bereit ist zu arbeiten, sind die Straßen Amerikas mit Gold gepflastert! Ich werde dieses Geld nehmen und eine größere Farm kaufen.«

Das »Nein!« des Kapitäns kam wie aus der Pistole geschossen. »Sehen Sie sich das an!« Er hielt dem Einwanderer einen Dollarschein vors Gesicht. »Sehen Sie sich den Namen der Bank auf diesem Dollarschein an! Das ist ›Wildcat‹-Geld!«

»Wild?« Herr Iverson bäugte den Schein. »Auf meiner Farm haben wir keine wilden Tiere.«

»Es heißt ›Wildcat‹, weil es von einer schlechten Bank kommt!«

Kapitän Norstad wandte sich an Herrn Dexter. »Sie bieten ihm Geld, das von einer Bank gedruckt wurde, deren Ruf so schlecht ist wie Ihr eigener.«

»Nein, nein!«, rief der Einwanderer erneut. »Herr Dexter bietet mir doppelt so viel Geld, wie ich für meine Farm bezahlt habe. Da hat sich meine harte Arbeit bezahlt gemacht, nicht wahr?«

»Im Gegenteil«, erwiderte der Kapitän. »Er gibt Ihnen Geld, das nichts wert ist!«

»Sie meinen Falschgeld?«

»So gut wie«, sagte der Kapitän. »Die Regierung der Vereinigten Staaten druckt jetzt kein Geld. Sie erteilt staatlichen Banken die Erlaubnis, Geld zu drucken.«

»Na also«, meinte Herr Iverson. »Amerikanisches Geld ist gutes Geld.«

»Manchmal gut. Manchmal schlecht.«

»Schlecht? Wenn Amerika sagt: ›Druckt das Geld!‹, warum ist es dann schlecht?«

Kapitän Norstad seufzte. »Ich wünschte, ich könnte Ihre Sprache sprechen, um es Ihnen besser erklären zu können. Wenn Sie mit diesem Geld zu einer Bank gehen und sagen: ›Ich will eine neue Farm kaufen‹, werden die Angestellten Sie anschauen und sagen: ›Diese Geldscheine sind keinen Cent wert. Die Bank, die sie gedruckt hat, darf überhaupt kein Geld drucken.«

»Wie?« Herr Iverson blickte noch verwirrter drein. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Es ist einfach.« Kapitän Norstad sprach langsam. »Edward Dexter ist ein Betrüger.«

»Ha!«, höhnte Dexter. »Der Kapitän will nicht, dass Sie reich werden. Das ist eine Sache zwischen uns beiden.«

Herr Iversons beunruhigter Blick wanderte von einem Mann zum anderen. In jener dritten Woche im Mai 1857 reisten unzählige Einwanderer in ihre neue Heimat in Amerika. Oft fanden sie es schwierig zu wissen, wem sie vertrauen konnten.

Kapitän Norstad beachtete Dexter nicht. »Haben Sie eine Frau?«, fragte der Kapitän Herrn Iverson.

Der Einwanderer nickte. »Ich gehe sie jetzt treffen. Sie kommt mit dem Zug aus dem alten Land.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ein Mädchen und zwei Jungen. Sie werden stolz darauf sein, was ihr Papa in Amerika getan hat.«

»Nein!« Kapitän Norstad schüttelte den Kopf. »Sie werden denken: ›Ein böser Mann hat unseren Papa zum Narren gehalten.‹ Wollen Sie, dass Ihre Frau und Ihre Kinder kein Dach über dem Kopf haben?«

»Kein Haus?« Furcht erschien in Herrn Iversons Augen. »Ich habe hart gearbeitet, damit wir in Amerika ein Zuhause haben.«

Kapitän Norstad zeigte auf Edward Dexter. »Dieser Mann wird Sie Ihres Hauses berauben.«

»Wie?« Herr Iverson blickte immer noch unsicher. »Sagen Sie mir die Wahrheit?« Erneut blickte der Einwanderer von einem Mann zum anderen. »Wem soll ich glauben?«

»Der Kapitän will nicht, dass Sie zu viel Geld kommen«, warf Dexter schnell ein.

»Ja, es ist viel Geld«, antwortete der Einwanderer.

»Ich kann mit diesem vielen Geld viel für meine Familie tun.« Er streckte dem Betrüger die Hand hin. »Wir sind uns einig.«

Doch Kapitän Norstad trat zwischen die beiden Männer. »Tun Sie das nicht! Ich werde nicht zulassen, dass Sie sich einigen.«

Auf Herrn Iversons offenem Schrankkoffer lag eine große Bibel. Der Kapitän zeigte darauf. »Sie glauben an die Worte dieses Buches?«

»Ja, es ist Wahrheit.«

»Wenn ich meine Hand auf Ihre Bibel legen und sagen würde: ›Dieser Mann ist ein Betrüger‹, würden Sie mir glauben?«

»Sie würden so weit gehen?«

»Darf ich?«, fragte Kapitän Norstad.

Herr Iverson nickte. Als erwartete er, dass Kapitän Norstad im nächsten Augenblick tot umfallen würde, trat der Farmer einen Schritt zurück.

Vorsichtig berührte Kapitän Norstad das Buch. Als seine Hand auf der Bibel ruhte, war seinem Gesicht anzusehen, wie viel ihm dieses Buch bedeutete. »Ich sage Ihnen die Wahrheit«, erklärte er. »Dieser Mann wird Sie um Ihr Land betrügen. Sein Geld ist wertlos.«

»Er versucht, mich zum Narren zu halten?«, hakte der Einwanderer nach. »Er will mir meinen Besitz nehmen?«

Der Kapitän nickte.

Herr Iverson blickte Kapitän Norstad immer noch in die Augen und legte seine Hand schnell auf die Hand des Kapitäns, die auf der Bibel ruhte. »Ich glaube Ihnen.« Ohne ein weiteres Wort hielt Herr

Iverson dem Betrüger den Beutel mit dem wertlosen Geld hin.

Mit vor Wut blitzenden Augen griff Edward Dexter nach dem Beutel. Mit geballter Faust wandte er sich an den Kapitän: »Und wenn es das Letzte ist, was ich tue: Das zahl ich Ihnen heim!«

Ein kalter Schauer lief Libby den Rücken hinunter. Es bestand kein Zweifel: Edward Dexter war ein gefährlicher Mann. Doch ihr Vater verhielt sich so, als hätte er die Drohung des Betrügers nicht gehört.

»Packen Sie Ihre Koffer!«, befahl er Dexter. »In zwanzig Minuten erreichen wir Fairport in Iowa. Dort werden Sie uns verlassen.«

»Das können Sie mir nicht antun!«

»Das habe ich beschlossen. Wenn Sie nicht hier an Deck erscheinen, wird die Besatzung Sie suchen. Ich werde an der Anlegeplanke warten, bis Sie von Bord gegangen sind.«

Als fragte er sich, ob jemand ihn beim Kampf gegen den Kapitän unterstützen würde, sah sich der Betrüger um. Am Rand der Menschenmenge stand Jordan Parker, ein entlaufener Sklave, der für Kapitän Norstad arbeitete. Einen Augenblick lang blieb der Blick des Betrügers an Jordan hängen, als prägte er sich sein Aussehen genau ein.

Still zog sich Jordan in die Menge zurück, doch Libby wusste, dass es zu spät war. *Dexter wird sich an ihn erinnern*, dachte sie mit wachsender Angst. *Wenn er errät, dass Jordan ein entlaufener Sklave ist, wird Dexter wissen, dass eine große Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt ist.*

Mit den neuen Gesetzen über flüchtige Sklaven hatte der Kongress die Rechte der Sklavenbesitzer gestärkt, flüchtige Sklaven – sogar in den freien Nordstaaten – zu jagen und zu ergreifen. Besitzer stellten oft Sklavenfänger – raue, grausame Männer – an, um entlaufene Sklaven zurückzubringen.

In jenem Augenblick dachte Libby an Jordans Familie. Falls Dexter irgendwie herausbekam, dass sie sich auf dem Dampfschiff versteckte, konnte Papa ins Gefängnis kommen oder die *Christina* verlieren oder beides.

Libby fröstelte. *Wird Edward Dexter versuchen, auf jede mögliche Art zu Geld zu kommen? Papa denkt das anscheinend.*

Als der Betrüger davonstolzierte, löste sich die Menschenmenge auf. Libby rannte die Treppe zu ihrem Vater hinunter. Papa und Libby gingen auf eine Seite des Decks, damit sie ungestört sprechen konnten.

Vor Angst drehte es Libby beinahe den Magen um. »Was, wenn Dexter sich irgendwie rächen kann? Er weiß, dass die *Christina* in jeder Stadt am Mississippi anlegt.«

Papa seufzte. »Als Kapitän dieses Dampfschiffs hätte ich Dexter verhaften können, wenn er Falschgeld in Umlauf gebracht hätte. Doch was er getan hat, war legal, auch wenn es falsch war.«

Als die *Christina* auf die nächste Stadt zusteuerte, musste Libby immer wieder an die geballte Faust des Betrügers denken. »Dexter kann sich Zeit nehmen. Er weiß, wo du sein wirst, bevor du dort bist.«

»Manchmal kostet es eben etwas, das Richtige zu tun«, sagte Papa.

»Und wird es auch belohnt?« Libby wollte sich gar nicht ausmalen, was geschehen konnte.

»Die Belohnung ist, dass ich weiß, dass ich richtig gehandelt habe. Ich betreibe ein Familienschiff. Ich kann nicht zulassen, dass jemand einfach macht, was ihm gefällt.«

Die Augen ihres Vaters leuchteten vor Freude über seine Überzeugung. Als sie ihn so anschaute, war Libby stolz auf ihn. Doch sie war durch die Drohung des Betrügers auch beunruhigt, innerlich gewarnt.

Als die *Christina* in Fairport angelegt hatte, behielt Kapitän Norstad die Treppen im Auge. Plötzlich sagte er zu Libby: »Schnell! Geh zur Seite, damit Dexter nicht weiß, dass du meine Tochter bist.«

Libby mischte sich unter die Passagiere, die darauf warteten, von Bord zu gehen. Inzwischen hatte der Betrüger das untere Treppenende erreicht. In beiden Händen hielt er eine Reisetasche – eine Stofftasche mit zwei Griffen. Edward Dexter ging zwischen den Leuten, die Schlange standen, hindurch und benahm sich dabei, als gehörte ihm das Schiff.

Als er den Kapitän erreichte, tippte er seinen Hut an und ging dann gemütlich die Anlegeplanke hinunter.

*Komisch*, dachte Libby. *Dexter sieht nicht wütend aus.*

Nicht weit vom Fluss entfernt drehte sich Dexter um und blickte die *Christina* an. Einen Augenblick lang stand er da und betrachtete jede Linie des schönen weißen Dampfschiffs aufs Genaueste. Wie eine Katze, die sich die Schnurrhaare leckt, schien der Betrüger mit sich zufrieden zu sein.

Vor ihrem geistigem Auge sah Libby erneut die Szene, wie der Mann Papa die geballte Faust gezeigt hatte. Doch der jetzige Ausdruck auf Dexters Gesicht jagte Libby noch mehr Angst ein.

# Katastrophe!

**K**apitän Norstad!« Caleb Whitney stand neben Libbys Papa und sprach mit leiser Stimme. »Wir sind bereit.«

Nächtliche Dunkelheit umgab sie, doch man konnte noch sehen, dass Calebs blonde Haare zerzaust waren vom windigen Tag. Caleb war schlank und stark und lebte auf der *Christina*, seit seine Großmutter die Chefköchin geworden war. Nun konnte Libby an Calebs Augen erkennen, dass gleich etwas Wichtiges geschehen würde.

*Papas Schiffsjunge*, dachte sie. *Der Junge, der für Papa Botengänge erledigt und dafür sorgt, dass Papas Kleider gebügelt und seine Schuhe geputzt werden.* Doch Caleb tat viel mehr als das.

Im März, als Libby auf die *Christina* kam, schien ihr der fast fünfzehn Jahre alte Junge ein Rätsel zu sein. Dann fand sie heraus, wer Caleb in Wirklichkeit war. Als »Schaffner« der »Untergrundbahn« half er entlaufenen Sklaven, von einem Versteck zum nächsten zu reisen. Seit er neun Jahre alt war, arbeitete Caleb für Papa in dem geheimen Netzwerk, das flüchtigen Sklaven in die Freiheit verhalf.

In der letzten Nacht waren Jordans Mutter, sein Bruder und seine zwei Schwestern in Burlington, Iowa, an Bord geschlichen. Abgesehen von Jordan, der als Schiffsjunge arbeitete, hatte Libby seitdem kein anderes Familienmitglied gesehen. Nachdem die *Christina*

weiter flussaufwärts gefahren war, hatte sie mehrmals angelegt, um Frachtgut zu entladen oder zu laden.

Nun, da der Mond hoch am Himmel stand, hatten sich die Deckpassagiere auf dem Hauptdeck schlafen gelegt, wo sie gerade Platz fanden. Es war friedlich und ruhig auf dem Schiff. Caleb hatte diesen Augenblick ausgewählt, und es schien der richtige Augenblick zu sein.

Mit wachsender Neugier folgte Libby Caleb und Papa. Lautlos führte Caleb sie an der breiten Treppe auf der Vorderseite der *Christina* vorbei. Nachdem er sich kurz umgeschaut hatte, öffnete er die Tür zum Frachtraum.

Der große offene Raum war mit Frachtgut gefüllt. Caleb schloss die Tür hinter Libby und blieb stehen, um sicherzugehen, dass die Luft rein war. Als Libby in die Dunkelheit spähte, zündete Caleb eine Laterne an und führte Libby und Papa weiter in den Raum hinein.

Um sie herum stapelten sich Kisten und Fässer, die in dem Halbdunkel gespenstische Formen annahmen. Zu Libbys Überraschung ging Caleb am Eingang zum Geheimversteck vorbei. Kurz darauf schlüpfte er durch eine enge Öffnung zwischen hohen Stapeln aus Frachtgut. Als zuerst Papa und dann Libby folgten, entdeckten sie einen kleinen verborgenen Platz, der wie ein kleiner Raum ohne Decke aussah.

Hier, wo es mehr Platz gab als im Geheimversteck, stellte Caleb die Laterne auf den Boden. Ihre Flamme erhellte die Gesichter der wartenden Leute, doch alles andere lag im Dunkeln.

Jordan Parker, der entlaufene Sklave, saß im Schnei-

dersitz auf dem Boden und hatte seine kleine Schwester Rose auf dem Schoß. Sein achtjähriger Bruder Zack und seine elfjährige Schwester Serena saßen links und rechts neben ihm. Als Papa und Caleb sich setzten, fand Libby einen Platz neben Serena, und der kleine Kreis war vollständig.

»Willkommen an Bord, Hattie«, grüßte Papa, und Libby war sich sicher, dass er bisher noch nicht mit Jordans Mutter hatte sprechen können. »Dein Sohn Jordan ist ein feiner junger Mann.«

Mit dem Blick auf den Boden geheftet, wie sie es von ihren früheren Meistern gelernt hatte, nickte Hattie zum Dank.

Jordan hatte seine Familie auf gefährlichen Wegen aus der Sklaverei geführt. Normalerweise leitete Caleb entlaufene Sklaven weiter, sobald es ungefährlich war. Doch weil Jordan ihm viel bedeutete, kümmerte sich der Kapitän noch mehr als gewöhnlich darum, was mit Jordans Familie geschah.

»Wir sind in der Nähe einer guten Stelle, um euch aussteigen zu lassen«, sagte Kapitän Norstad. »Mithilfe der ›Untergrundbahn‹ könnt ihr durch Illinois und über den Michigansee nach Kanada reisen.«

Jordans Mutter schüttelte den Kopf. »Wir noch nicht bereit sind, zu gehn nach Kanada.« Einen Augenblick lang schaute sie ihre Kinder an. »Wir finden wollen mein' Mann – ihr' Daddy.« Micah Parker war vom Rest der Familie wegverkauft worden, und niemand von ihnen wusste, wo er war.

»Wo wollt ihr leben, während ihr ihn sucht?«, fragte der Kapitän Hattie. »In Chicago? Dort gibt es eine große

Gruppe freier Schwarzer, die euch beschützen würde. Und auch hilfsbereite weiße Leute und einen Detektiv namens Allan Pinkerton.«

Doch Jordan antwortete für seine Mutter. »Chicago am andern Ende von Illinois is'. Wir müssen sein da, wo wir was können erfahren über mein' Daddy.«

»Wir wollen leben da, wo vorbeikommen Leute«, fügte Hattie hinzu. Obwohl sie auf die Bodenbretter starrte, statt den Kapitän anzusehen, wirkte ihre Stimme kräftig und sicher. Hattie hatte sich offenbar schon oft Gedanken über dieses Problem gemacht.

Als Libby Hattie anschaute, wurde ihr bewusst, wie sehr Jordan seiner Mutter glich. Beide waren groß und schlank, doch da hörte die Ähnlichkeit noch nicht auf. Beide wussten, was sie im Leben wollten. Schon als kleiner Junge hatte Jordan davon geträumt, seine Familie aus der Sklaverei zu befreien.

»Ich werd annehmen 'nen Job und unauffällig verhalten mich«, sagte Hattie nun. »Aber dabei ich rumfragen werd', bis ich was rauskrieg über mein' Mann.«

»Neuigkeiten auf Schiffen den Fluss gehen rauf und runter«, meinte Jordan. »Wir wollen sein in Nähe vom Fluss.«

»Aber ihr müsst weit genug vom Fluss entfernt sein, sodass ihr in Sicherheit seid«, erwiderte Kapitän Norstad. Einige Sekunden lang war er still, als ginge er im Kopf alle Städte durch, die am Mississippi lagen. Eine nach der anderen schien er innerlich abzuhaken. Schließlich sagte er: »Galena, Illinois!«

»Galena?«, wiederholte Hattie.

»Im Nordwesten von Illinois«, erklärte der Kapi-

tän. »Nur sieben oder acht Kilometer den Galena River hinauf. Es ist die wichtigste Haltestelle zwischen Saint Louis und Saint Paul. Dort gibt es eine Gruppe freier Schwarzer und viele Leute auf der Durchreise – Leute, die du nach deinem Mann fragen kannst.«

»Sind mein' Kinder in Sicherheit dort?« Im flackernden Licht sah Hattie jedes einzelne Kind an.

»Ich wünschte, ich könnte dir das versichern«, antwortete der Kapitän. »Aber sie werden erst in Kanada wirklich in Sicherheit sein. Du weißt, was die Gesetze über flüchtige Sklaven aussagen, nicht wahr?«

Hattie nickte. »Sogar in freien Staaten ich keine Rechte nich' hab. Sklavenfänger mir mein' Kinder können wegnehmen.«

Hatties Blick blieb an ihrem ältesten Sohn haften. Im vergangenen Jahr war Jordan an einen grausamen Meister namens Riggs verkauft worden. Von diesem neuen Besitzer war Jordan unter Lebensgefahr geflohen.

»Muss ich immer denken an Jordan«, fuhr Hattie fort. »Jener Meister gesagt hat, dass noch nie 'n Sklave ihm is' lebend entkommen.«

Libby blickte zu Caleb hinüber. Schon mehrmals hatten sie diskutiert, ob sich Riggs aus diesem Grund besonders bemühen würde, Jordan wieder einzufangen. Libby wartete Papas Reaktion ab.

»Riggs ist ein viel beschäftigter Mann – ein reicher Mann mit vielen Interessen«, meinte er. »Ich hoffe, dass er keine Zeit hat, einem einzelnen entlaufenen Sklaven hinterherzujagen. Ich hoffe, dass er Jordan inzwischen vergessen hat.«

*Aber seit seiner Flucht sind erst zwei Monate ver-*

gangen, dachte Libby. Erneut warf sie Caleb einen Blick zu. Diesmal erwiderte er ihren Blick. Auch Caleb fragte sich, wie lange sich Riggs noch an Jordan erinnern würde. Riggs war nicht nur Jordans Besitzer gewesen, sondern auch ein grausamer Sklavenhändler.

»Wo auch immer ihr lebt – Jordan muss vorsichtig sein«, riet Kapitän Norstad Hattie. »Ich habe Freunde in Galena, und ich könnte dir bei der Suche nach Arbeit helfen. Doch es wäre mir lieber, wenn du einen Ort ins Auge fassen würdest, der weiter von dem Ort entfernt ist, an dem du Sklavin warst – einen Ort, an dem das Leben für euch einfacher wäre.«

Hattie hatte ihren Blick erneut auf die Bodenbretter gerichtet, als sie mit sanfter Stimme sagte: »Ich Ihnen danke für alles, was für uns Sie getan haben. Dass Sie haben geholfen Jordan. Dass Sie haben versteckt uns. Dass Sie helfen mir, zu finden eine Arbeit, wenn verlasse ich das Schiff. Aber, Kapitän Norstad ...«

Zum ersten Mal blickte Hattie auf. Sie hatte nun den stolzen Blick, den Libby oft bei Jordan beobachtet hatte, und saß mit geradem Rücken da. »Wie kann glücklich sein ich, wenn mein Mann nich' is' frei?«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Kapitäns. »Ich denke, du hast recht, Hattie. Wenn wir nach Galena kommen, lass ich euch dort aussteigen.«

Innerlich stöhnte Libby auf. *Ich werde Serena nicht kennenlernen.* Sie würde das Schiff verlassen, bevor sie eine Gelegenheit bekamen, sich miteinander zu unterhalten.

Als Papa aufstand, um zu gehen, wollte Libby die Zeit nutzen und mit Serena sprechen. Doch Libby wusste,

dass sie vorsichtig sein musste. Je länger sie alle zusammenblieben, desto größer war das Risiko, dass sie von der falschen Person gefunden wurden. Sie wusste, dass sie keine andere Wahl hatte, als Papa zu folgen, und sagte darum leise: »Tschüss, Serena. Ich hoffe, dass wir uns wiedersehen.« Libby sah die Freude in Serenas Gesicht.

»Tschüss, Fräulein Libby«, sagte sie mit schüchterner, aber klarer Stimme.

Dann nahm Caleb die Laterne in die Hand. Libby folgte ihm und Papa durch die Dunkelheit im Frachtraum zurück zur Vorderseite des Schiffes. Dort entfernte sich Caleb, und Papa und Libby gingen gemeinsam die Treppe zu ihren Kajüten hoch.

Auf dem nächsthöheren Deck sprach ein ängstlich aussehender Mann die beiden an. »Ich muss Sie sprechen, Kapitän.«

Kapitän Norstad blickte seinen Angestellten kurz an und sagte dann: »Gehen wir ins Büro.« Der junge Mann arbeitete noch nicht lange für Papa. Im Büro ließ er sich auf einen Stuhl fallen, als wäre er nicht länger in der Lage zu stehen. Libby und Papa setzten sich zu ihm an den Tisch.

Im Schein der Lampe wirkte das Gesicht des Angestellten blass. »Ich habe schlechte Nachrichten«, begann er.

»Was ist los?«, fragte der Kapitän, als wollte er die Sache möglichst schnell erledigen.

Der junge Mann zögerte, als fürchtete er sich vor dem, was er zu sagen hatte. »Alles Geld, das Sie eingenommen haben ...« Der Angestellte hielt voller Furcht inne.

»Ja?«

»Das Geld, das wir für Frachtgut und von den Passagieren eingenommen haben ...«

»Wo ist es?«, fragte der Kapitän, als wüsste er bereits, wo dieses Gespräch hinführte.

Das Gesicht des Angestellten war nun grau. »Ich weiß es nicht.«

»Sie *wissen* es nicht? Ich brauche dieses Geld, um meine Besatzung zu bezahlen. Ich brauche es, um Abzahlungsraten für dieses Schiff zu bezahlen.«

»Ja, Sir.«

»Wenn das Geld nicht hier ist, was ist damit geschehen?«, fragte der Kapitän. »Das gute Geld, meine ich. Das Geld, das unser Buchhalter so sorgfältig verwaltet hat?«

Schon mehrmals hatte Libby gesehen, wie der Buchhalter in einem Buch nachgeschaut hatte, wenn es darum ging, ob Geld gut war oder von einer »Wildcat-Bank« kam. Er arbeitete schon lange für Papa und wusste mehr als alle anderen darüber Bescheid, welche Geldscheine bedenkenlos angenommen werden konnten.

»Ich habe das Geld in den Tresor getan.« Der junge Angestellte stolperte über seine Worte.

»Und Sie haben die Tür geschlossen?«

»Ich war dabei, die Tür zu schließen.« Das Gesicht des Angestellten hatte sich nochmals verändert – nun war es rötlich vor Verlegenheit.

»Sie haben den Tresor nicht abgeschlossen?« Die Stimme des Kapitäns enthielt wieder die Härte, von der Libby wusste, dass sie bedeutete, dass er mühsam seinen Zorn unter Kontrolle hielt.

»Nein, Sir.«

»Lassen Sie mich raten«, antwortete der Kapitän. »Ein gut gekleideter Mann sprach Sie an und holte Sie wegen irgendeiner dummen Sache. Sie folgten ihm, und plötzlich war er verschwunden. Als Sie ins Büro zurückkamen, war der Tresor zu, sogar verschlossen.«

Der Angestellte nickte.

»Sie dachten: *Hmm, dann habe ich den Tresor doch abgeschlossen.* Als Sie die Tür öffneten, war der Tresor voller Geld. Doch erst jetzt haben Sie genauer hingeschaut.«

Als der Angestellte den Tresor öffnete, sah Libby zwei Stapel Geldscheine. Der kleine Stapel war zweifellos das Geld, das sie eingenommen hatten, seitdem der Betrüger das Schiff verlassen hatte. Mit zitternden Händen hob der Angestellte den großen Haufen Papiergeld heraus und legte die Scheine vor den Kapitän.

Libby lehnte sich vor, um genauer hinzusehen. Als sie den Namen der Bank las, stiegen ihr Tränen in die Augen. Sogar sie wusste, dass dieses Geld wertlos war.

»Oh, Papa!«, jammerte sie.

»Alle Scheine?«, brüllte der Kapitän. »Jeder einzelne Schein ist von dieser wertlosen Bank?« Zweimal versuchte der Angestellte zu sprechen. Als er keinen Ton herausbrachte, nickte er.

»Wissen Sie, wie viel Geld gestohlen worden ist?«, fragte Papa.

Der Angestellte wusste es. Direkt bevor es gestohlen wurde, hatte er alles gezählt.

»Das ist das Geld, das ich auf all meinen Reisen seit Saisonbeginn eingenommen habe«, sagte Kapitän Nor-

stad, als versuchte er, es einem kleinen Kind zu erklären. »Damit wollte ich meine Besatzung und eine große Rate für die *Christina* bezahlen. Verstehen Sie, was Sie getan haben?«

»Nein, Sir«, stotterte der Angestellte. »Ich meine: Ja, Sir.«

»Wenn wir Galena erreichen, will ich, dass Sie uns verlassen«, sagte der Kapitän mit vor Wut steifer Stimme. »Ich will, dass Sie eine Arbeit finden, bei der Sie lernen, mit Verantwortung umzugehen. Bis dahin kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen.«

Ohne ein weiteres Wort schlich der Angestellte aus dem Büro. Sobald er sich entfernt hatte, stieß Papa die Tür hinter ihm mit dem Fuß zu. Mit den Ellbogen auf dem Tisch schloss er die Augen und bedeckte sie mit den Händen.

Als sie Papa so sah, bekam Libby noch mehr Angst. Wie Wasser, das zum Kochen gebracht worden war, verwandelte sich ihr Unmut in offene Wut. Wegen der Fahrlässigkeit eines Mannes und des Diebstahls durch einen anderen Mann hatte sich das ganze Leben von Papa zum Schlechteren gewendet.

»Der Betrüger hat sich gerächt«, sagte sie schließlich. Ohne aufzuschauen, nickte Papa. Es fehlten ihm die Worte.

# Lauf!

**D**ann streckte Papa die Arme aus und zog Libby in einer festen Umarmung an sich. »Es sind die Leute, die für mich arbeiten, um die ich am meisten besorgt bin. Leute wie Calebs Großmutter. Wie kann ich sie alle bezahlen?«

Libby spürte einen Kloß im Hals. »Wenn der Betrüger erreicht, dass du die *Christina* verlierst, nimmt er uns unser Zuhause. Er würde dir das wegnehmen, womit du dir den Lebensunterhalt verdienst.« Libby sprach leiser. »Und du könntest entlaufenen Sklaven nicht mehr helfen.«

»Das würde mich am meisten betrüben.« Papa schüttelte den Kopf, als könnte er immer noch nicht glauben, was passiert war. »Als Dexter versuchte, den Einwanderer übers Ohr zu hauen, konnte ich ihn nicht festnehmen. Nun könnte ich ihn verhaften lassen, weil er ein Dieb ist.«

In den vier langen Jahren seit dem Tod ihrer Mutter hatte Libby bei ihrer Tante in Chicago gelebt. Libby war immer froh, dass sie wieder bei Papa sein konnte. »Ich dachte, die *Christina* wäre abbezahlt«, sagte sie kleinlaut.

»Das war sie auch«, antwortete ihr Vater. »Letzten Herbst, bevor du wieder zu mir kamst, hatten wir einen großen Schaden wegen Eisschollen. Ich musste den gesamten Rumpf neu zusammenbauen. Wenn wir nach Galena kommen, spreche ich mit dem Mann, der mir das Geld geliehen hat.«

Galena. Die Stadt im Nordwesten von Illinois war aufgrund der Bleiminen in dieser Gegend früh besiedelt worden. Sie war bekannt geworden, da Blei von dort nach Saint Louis verfrachtet wurde. Einige Dampfschiffkapitäne hatten an jenem Handel ein Vermögen verdient. Doch nun war Kapitän Norstad wegen des Betrügers mit enormen Schulden konfrontiert.

*Was würde sein, wenn Papa alles verlieren würde, wofür er gearbeitet hat?* Libby konnte sich kein anderes Leben vorstellen. Und noch weniger konnte sie sich vorstellen, dass Papa nicht mehr das tun könnte, was er aus Überzeugung tat – nämlich: flüchtigen Sklaven helfen.

Früh am nächsten Morgen fuhr die *Christina* auf den Galena River. An dessen Ufer wuchsen einige Gruppen von Birken. Ab und zu hingen Weidenäste tief herunter, und es duftete nach nasser Erde und frischen Pflanzentrieben. Schon bald erreichte das Dampfschiff die Stadt Galena. Deckhelfer warfen die Leinen und die Taue aus und legten zwischen zwei anderen Raddampfern an.

Obwohl Papa groß war und normalerweise einen starken Eindruck machte, ließ er jetzt entmutigt die Schultern hängen, als er die Anlegeplanke hinunterging.

Eine Stunde später war er zurück. »Sag Jordan, dass ich einen Platz für seine Familie habe«, wies Papa Caleb an. »Sag ihnen, sie sollen jetzt gehen, während wir Fracht abladen. Aber nicht alle auf einmal. Auf dem Markt ist viel los, und sie können sich dort wiederfinden. Nachdem sie eine Weile umhergeschlendert sind, sollen sie dir in sicherer Entfernung zum richtigen Haus folgen.«

»Komm, Libby«, forderte Caleb sie auf, nachdem Papa ihm den Weg erklärt hatte. »Sprechen wir mit Jordan.«

Sie fanden ihn im Frachtraum. Als Caleb die guten Neuigkeiten erzählte, leuchteten Jordans Augen vor Aufregung. Dann klopfte Caleb Jordan auf die Schulter. Libby wusste, dass es schwer war für Caleb, sich von Jordan zu verabschieden. Die beiden Jungen waren gute Freunde geworden – so, wie Libby gehofft hatte, dass sie Serena näher kennenlernen würde.

Doch Jordan hatte noch eine Frage: »Wisst ihr, wie ich kann finden mein' Daddy?«

Caleb warf einen Blick über die Schulter und sprach dann leiser. »Libbys Papa sagt, es gibt eine Möglichkeit. Aber es ist gefährlich.«

»Kann ich schaffen das?«, fragte Jordan.

Caleb zuckte mit den Schultern. »Das hat mir Kapitän Norstad nicht gesagt. Ich weiß einfach, dass es ein großes Risiko ist. Er will, dass wir zuerst herumfragen. Jemand von uns bekommt dann vielleicht etwas mit.«

Libby und Caleb ließen Jordan im Frachtraum und setzten sich an eine Stelle in der Nähe des Bugs der *Christina*. Von dort aus beobachteten sie, wie Jordans Familie ein neues Leben begann.

Seine Mutter, Hattie, ging als Erste mit der kleinen Rose auf dem Arm. Einige Minuten später schlichen sich Serena und Zack die Anlegeplanke hinunter. Jordan ging als Letzter. Er warf einen kurzen Blick in Calebs und Libbys Richtung und grinste. Er freute sich offensichtlich auf das, was vor ihm lag.

»Wird er in Sicherheit sein?«, fragte Libby Caleb.

»Ich hoffe es.« Caleb wartete, bis sein Freund in der Menschenmenge auf dem Marktplatz verschwand. Dann verließ auch er die *Christina*.

Erst als Caleb zurückkehrte und das Dampfschiff wieder den Galena River hinunterfuhr, bekam Libby eine Gelegenheit, mit Papa zu sprechen. An der Reling auf dem Kesseldeck erzählte er ihr, was geschehen war.

»Der Mann, der mir den Kredit gegeben hat, war gut zu mir«, meinte Papa. »Bisher habe ich rechtzeitig bezahlt. Er erklärte, ich könne am 15. August die doppelte Rate zahlen.«

»In drei Monaten.« Libby war erleichtert. An diesem Mai-Abend schien der 15. August weit weg.

Doch Papa war noch nicht fertig. »Wenn ich die doppelte Rate nicht bezahlen kann, bekomme ich keine zweite Chance. Dann verliere ich das Schiff.«

»Die *Christina* verlieren?« Für Libby war das unvorstellbar. »Du hast das Schiff nach Mama benannt!«

Libby fuhr mit der Hand die glatte Reling entlang. Sie war schon immer der Meinung gewesen, dass die *Christina* das schönste Dampfschiff auf dem Fluss war.

»Nach all deiner harten Arbeit?«, fragte sie. »Das ist nicht fair!«

Papa lächelte. »Manchmal ist das Leben nicht fair, Libby. Das ist nicht das, was zählt. Ich werde beten und so viel arbeiten, wie ich kann, damit wir die *Christina* nicht verlieren. Aber selbst wenn wir sie verlieren sollten, ist der Herr bei uns.«

»Selbst dann?« Beim Gedanken daran schluckte Libby schwer. *Selbst wenn der Herr bei uns ist, kann ich mir nichts Schlimmeres vorstellen, als die »Christina«*

zu verlieren. Doch sie wagte nicht, diese Gedanken vor Papa laut auszusprechen.

»Wo auch immer wir hingehen, werden wir den Betrüger suchen«, versprach ihr Vater. »Vielleicht finden wir ihn und das gestohlene Geld.«

Libby schob ihre ängstlichen Gedanken beiseite.  
»Wenn du eine gute Saison hast ...«

»... und der Herr uns beschützt«, fügte Papa hinzu.  
»Komm, wir beten für beides.«

Doch Libby wusste von all den gefährlichen Dingen, die Dampfern zustoßen konnten. Sie konnten explodieren oder Feuer fangen oder auf versteckte Wurzeln alter Bäume auflaufen und innerhalb von Minuten sinken.

Das gestohlene Geld wiederfinden? Angesichts all dieser Gefahren schien allein schon die Vorstellung eines Erfolgs unmöglich.

\*\*\*

Auf dem Weg den Mississippi hinunter hielt Papa in Fairport an, der Stadt, wo er Edward Dexter hatte aussteigen lassen. Niemand konnte sich daran erinnern, einen Mann gesehen zu haben, der ihm glich. Der Betrüger war wahrscheinlich mit dem nächsten Dampfschiff weitergereist.

An etlichen anderen Orten fragte Papa nach ihm. Irgendwie hatte sich Edward Dexter in Luft aufgelöst. Das beunruhigte Libby erst recht.

In den Monaten Juni und Juli sprachen Libby und Caleb oft über Jordans Familie. Zu Libbys großer Enttäuschung legte die *Christina* kein einziges Mal in

Galena an. Papa hatte stattdessen mehrere Aufträge eingeholt, um Fracht in der Nähe von Saint Louis zu transportieren.

Libby blickte immer auf das Geld, das eingenommen wurde. Ende Juni konnte Papa der Besatzung das Geld bezahlen, das er ihr schuldete. Im Juli begann er den Gewinn anzusammeln, den er brauchte, um eine Rate zu bezahlen. Doch eine doppelte Rate? Libby fürchtete sich, danach zu fragen. Sie wusste nur, dass ihr Vater Gewicht verlor, weil er so hart arbeitete.

*Am 15. August*, dachte Libby immer wieder. Oft zählte sie die Tage. Sie wusste, dass Papa nicht das Geld hatte, das er brauchte.

Dann, weniger als einen Monat bevor die Zahlung fällig war, informierte Papa Libby, dass sie nach Galena zurückkehren würden. Früh an einem Samstagmorgen, am vierten Wochenende im Juli, fuhren sie erneut den Galena River hinauf. Libby und Caleb saßen hoch oben auf dem Sturmdeck, von wo aus sie alles beobachten konnten. Vom Dampfschiff vor ihnen drang das Schlagen großer Schaufelräder aufs Wasser herüber.

»Was meinst du, wie es Serena wohl geht?« Das morgendliche Sonnenlicht fiel auf Libbys tiefrotes Haar und brachte die goldene Farbe heraus. »Weißt du noch, wie aufgeregt Jordan war, als wir ihn das letzte Mal gesehen haben?«

Sowohl Libby als auch Caleb konnten es kaum erwarten, Jordan und seine Familie wiederzusehen. Doch nun sagte Caleb: »Ich hoffe, dass Jordan in Galena ist.«

Dass er nicht dort sein könnte, war Libby nie in den Sinn gekommen. »Wohin würde er gehen?« Caleb zuckte mit den Achseln, aber er wirkte unruhig.

»Jordan ist schlau«, meinte Libby. »Er würde nicht ohne guten Grund weggehen.«

»Er hat den besten Grund – seinen Vater zu finden.«

Caleb wurde still, doch Libbys Gedanken drehten sich weiter. »Seinen Vater. Falls Jordan etwas über seinen Vater erfuhr, wo er sich aufhielt, zum Beispiel ...« Libby wollte ihren Gedanken nicht einmal aussprechen. »Weißt du noch? Wir haben darüber gesprochen.«

Caleb konnte sich nur allzu gut daran erinnern. »Wenn er Angst um seine Familie hat, handelt Jordan nicht weise.«

Als die *Christina* bei der geschäftigen Minenstadt Galena anlegte, wimmelte das Hafengebiet von Aktivität. Caleb, Libby und ihr Hund standen auf dem Hauptdeck und beobachteten die Dampfschiffe um sie herum. Samson, den großen schwarzen Neufundländer, hatte Libby von Papa geschenkt bekommen, als sie an Bord gezogen war. Als sehnte er sich nach einem ausgiebigen Spaziergang, bewegte sich Samson immer näher zur Anlegeplanke.

Sobald er festen Boden unter den Füßen hatte, rannte der Hund davon. Er nahm einen Stock ins Maul und brachte ihn dorthin, wo Libby am Flussufer stand. Jedes Mal, wenn sie den Stock wegwarf, raste Samson ihm sofort hinterher.

»Suchen wir Jordan auf«, schlug Caleb vor, als Samson den Stock zurückbrachte. Doch jemand rief Caleb.

»Geh schon mal vor und schau dich auf dem Markt-

platz um«, sagte er zu Libby. »Ich hole dich ein.« Einige Häuserblocks vom Fluss entfernt gelangte Libby auf den Marktplatz. Bauern aus der Umgebung standen bei ihren Wagen, verkauften ihre Erzeugnisse und erzählten einander aus ihrem Alltag. Eine Zeit lang betrachtete Libby ihre Pferde – starke Zugtiere mit großen Hufen und kräftigen Körpern.

Dann wurde Samson unruhig. Statt neben Libby zu bleiben, streifte er immer weiter herum und schnüffelte überall hinein, wo er konnte. Libby entschloss sich weiterzugehen.

Am Rand der Commerce Street blieb Libby stehen und wartete, bis zwei Wagen vorübergerumpelt waren. Auf der anderen Straßenseite eilte ein blonder Junge eine Nebenstraße hinauf, die in den Hauptteil der Stadt führte. Da sie dachte, es sei Caleb, ging Libby hinter ihm her.

Genau in diesem Augenblick hörte sie das *Klippe-diklopp* eines schnell herannahenden Pferdes. Libby machte einen Schritt von der Straße weg. Als sie sich umdrehte, sah sie einen Einspanner von links kommen. Sie schaute zu, wie der junge Fahrer eine Peitsche hob. Sie schnellte über dem Pferd hervor, woraufhin der Einspanner noch schneller wurde.

Kurz vor Libby schien sich der Fahrer anders zu besinnen. Auf sein Kommando hin bog das Pferd nach links. Der Einspanner schaukelte und schwankte, als würde er gleich umkippen.

Libby bemerkte die Gefahr und schrie: »Caleb! Hinter dir!«

In diesem Augenblick riss sich Samson von Libbys Seite los und rannte voraus. Ohne sich umzuschauen, eilte der Junge immer noch die Straße entlang.

Im nächsten Augenblick war der Einspanner um die Ecke gebogen. Nun lief das Pferd genau auf den Jungen zu.

»Hey!«, schrie der Fahrer. »Geh mir aus dem Weg!« Doch der blonde Junge blickte nicht zurück.

Erneut schrie der junge Mann. »Was ist los mit dir? Aus dem Weg!«

Näher und näher rollte der rasende Einspanner. »Lauf, Caleb!«, schrie Libby mit schriller Stimme. »Lauf!«

## Seltsames Wiedersehen

**W**ie ein geölter Blitz raste Samson die Straße entlang. Als er den Jungen erreichte, stieß er ihn aus dem Weg. Sekunden später ratterten das Pferd und der Einspanner vorbei.

Als Libby ihren Hund einholte, lag der Junge immer noch am Boden. Schließlich begann sich der Junge aufzurichten, und Libby konnte ihn besser sehen. Nun bemerkte Libby, dass er kleiner war als Caleb und auch dünner – vielleicht neun oder höchstens zehn Jahre alt. Doch mit seinen blonden Haaren hätte er Calebs jüngerer Bruder sein können.

Er schaute dem Einspanner hinterher und gestikulierte wie wild mit den Händen und Fingern. Immer noch mit klopfendem Herzen ließ sich Libby auf die Knie fallen. »Warum bist du nicht aus dem Weg gegangen?«

Statt zu antworten, starrte der Junge sie an. Da sie meinte, sie hätte ihn noch mehr eingeschüchtert, versuchte Libby, sich selbst zu beruhigen. »Ich bin froh, dass es dir gut geht«, sagte sie.

Der Junge hatte so blaue Augen wie Caleb, doch nun schienen sie fragend oder ängstlich zu blicken – oder beides.

»Wie heißt du?«, fragte Libby.

Doch der Junge warf seine Arme um Samson. »Danke, danke«, murmelte er dem Hund ins Ohr. Als der Junge ungelenk aufstand, wollte Libby ihn trösten. »Es war nicht dein Fehler, aber du musst so gehen, dass

du die Fahrzeuge auf dich zukommen siehst, damit du siehst, wenn jemand zu schnell unterwegs ist. Du musst hinhören.«

Der Junge streichelte immer noch den Hund und sprach weiterhin mit Samson. Als der Hund die Hand des Jungen leckte, bemerkte Libby das zerrissene Ende seines blauen Hemdes. Seine Hosenbeine hatten Löcher bei den Knien.

Während sie den Jungen beobachtete, fragte sich Libby, was sie tun sollte. Er schien unverletzt, doch warum gab er ihr keine Antwort?

Dann hörte Libby Calebs Stimme. Er war eine Straße vor ihr und rief sie. Obwohl sie unsicher war, ob sie sich einfach entfernen sollte, ging Libby auf Caleb zu. Als der Hund ihr nicht folgte, rief sie ihn: »Komm, Samson!«

Der Hund folgte ihr, drehte sich jedoch immer wieder um. Schließlich winkte der Junge ihm wie zum Abschied zu, woraufhin der Hund Libby bereitwillig folgte.

»Was ist passiert?«, fragte Caleb, als Libby zu ihm stieß. Er hatte vom Fluss aus eine andere Nebenstraße genommen.

Libby war immer noch zittrig, nachdem sie beobachtet hatte, wie knapp der sprachlose Junge entkommen war. Als sie Caleb davon erzählte, blickte sie sich wieder um. Der blonde Junge stand am Straßenrand und beobachtete sie.

»Es geht ihm gut?«, vergewisserte sich Caleb.

»Es scheint so«, meinte Libby. »Aber ich konnte ihn nicht dazu bringen, mit mir zu sprechen. Samson hat ihn gerade noch rechtzeitig aus dem Weg gestoßen.«

»Wir sollten seine Eltern finden«, sagte Caleb. Aber als er und Libby zurückgingen, rannte der Junge in die entgegengesetzte Richtung davon und verschwand zwischen den Häusern.

Caleb blieb stehen. »Aus irgendeinem Grund scheint er Angst vor uns zu haben – als ob er uns nicht trauen würde.«

Libby stimmte ihm zu. Das schien sein komisches Verhalten am besten zu erklären.

Sie entschlossen sich, weiterzugehen, und Libby und Caleb bogen auf die Main Street ab, die Hauptstraße der Stadt Galena. Neue hohe und schöne Backsteingebäude säumten die Straße. Auf einer Straßenseite ragte eine hohe Sandsteinklippe direkt hinter den Geschäftsgebäuden in die Höhe.

Caleb führte Libby zu einer steilen Treppe. Als sie schließlich nach vielen Stufen einen Häuserblock höher ankamen, keuchte Libby. Noch weiter über ihnen schmiegt sich große Häuser mit hohen Lattenzäunen ans Steilufer.

»Bist du dir sicher, dass du den Weg weißt?«, wollte Libby wissen.

»Jepp. Jordans Mutter arbeitet für einen ehemaligen Dampfschiffkapitän. Als er in finanzielle Schwierigkeiten geriet, hat seine Frau aus ihrer Villa eine Pension gemacht.«

Als sie zur Villa gelangten, ging Caleb zur Rückseite des Gebäudes. Die Person, die ihnen die Tür öffnete, schickte sie zum Nebengebäude. In der unteren Hälfte des Nebengebäudes standen die Pferde und Einspanner.

Caleb führte Libby die Treppen an der Außenseite des Gebäudes hinauf. Ganz oben befand sich ein Absatz. Dort klopfte Caleb an eine Tür.

Serena öffnete. Als sie die beiden sah, trat ein Lächeln auf ihr Gesicht, das bis zu ihren Grübchen reichte. Zu Libbys Überraschung blickte sie ihnen direkt in die Augen, statt ihren Blick auf den Boden zu richten.

»Wollt ihr sehen Jordan?«, fragte Serena, als wäre sie dazu ausgebildet worden, die Tür zu öffnen.

Als Caleb nickte, warf Libby schnell ein: »Und wir wollen *dich* sehen.«

Serena kicherte. »Ich bin hier.« Stolz streckte sie die Hand zu den zwei blitzsauberen Räumen. »Das ist unser Zuhause.«

»Euer ganz besonderes Zuhause«, antwortete Libby, als sie an den Erdboden in der Ein-Zimmer-Hütte dachte, in der die Sklavenfamilien lebten. »Abgesehen von eurem Vater seid ihr alle beisammen.«

Erneut erhellte ein Lächeln Serenas Augen. »Jordan ist gegangen zu Veranstaltung in unserer Kirche.«

»Und deine Mutter?«, fragte Caleb. »Kapitän Norstad will, dass ich mit ihr spreche.«

»Mamma arbeitet«, erklärte Serena. »Sie ist Köchin – sehr gute Köchin. Dame des Hauses sagt, Mamma die beste Köchin ist, die sie je hatte. Und ich für sie sauber mache.«

»Verdienst du Geld fürs Putzen?«, fragte Libby.

»Ich Geld verdiene«, antwortete Serena stolz. »Jeden Tag ich staube ab die Möbel. Dame des Hauses sagt, ich die beste Putzfrau bin, die sie je hatte. Wenn ich gearbeitet habe fertig, sie gibt mir und Jordan ...« Serena

hielt inne und korrigierte sich: »... sie gibt Jordan und mir Schulstunden. Jordan sagt, er wird so lernen sprechen wie Herr Frederick Douglass.«

»Frederick Douglass?«, fragte Libby, doch Caleb wusste sofort, wer das war:

»Herr Douglass ist ein ehemaliger Sklave. Er hält im ganzen Land vor viel Publikum Reden. Er ist sogar nach England gereist, um auch dort Reden zu halten. Jordan will sein wie er?«

Serena nickte. »Jordan sagt: ›Nun, da ich frei bin zu lernen, ich will gebildet klingen.«

»Wie geht es Jordan?«, fragte Caleb.

»Er bei den Pferden hilft. Herr des Hauses sagt ...«

»Dass Jordan der beste Pferdepfleger ist, den er je hatte!« Diesmal kicherte Libby.

»Ja!« Als Serena lächelte, kam ein Grübchen zum Vorschein.

»Und dein Bruder Zack?«, wollte Libby wissen.

»Er fischt. Er ganz große Fische fängt.« Serena hielt ihre Hände weit auseinander, als wären die Fische riesig. »Und Zack auf die kleine Rose aufpasst, wenn Mamma und ich arbeiten.«

Libby lächelte und dachte an Zacks besten Freund. Der Junge wollte, dass Zack frei war, damit er fischen gehen konnte und nicht von frühmorgens bis spät-abends arbeiten musste.

»Kann ich deine Mutter sprechen, auch wenn sie bei der Arbeit ist?«, fragte Caleb. »Kapitän Norstad will, dass ich sie etwas frage.«

»Über mein' Daddy?« Das Lächeln verschwand aus Serenas Augen. »Mamma und Jordan haben nichts

erfahren über ihn. Wenn jemand in Pension kommt, Herr des Hauses fragt für uns. Er hält offen die Ohren. Wir halten offen die Ohren. Wir haben nichts erfahren.«

»Und Jordan?«, fragte Caleb. »Können wir mit ihm sprechen?«

»Ich euch bringe zu ihm.«

Auf dem Weg zur Kirche erzählte Serena ihnen von dieser Kirche, die die freien Schwarzen von Galena vor einiger Zeit gegründet hatten. »Wir haben verkauft Kuchen und getan alles Mögliche, um zu verdienen Geld«, erklärte sie. »Leute mögen unser Kochen. Jeden Sonntag es eine besondere Kollekte gibt. Darum es geht bei dem Treffen.«

»Um zu entscheiden, wofür das Geld verwendet werden soll?«, fragte Libby.

Serena schüttelte den Kopf. »Das haben wir entschieden schon viel früher. Darum wir so hart gearbeitet haben. Morgen wir eine letzte Sammlung machen. Dann jemand wird all das Geld bringen nach Chicago.«

»Warum Chicago?«, wollte Libby wissen.

»John Jones ist dort«, antwortete Serena, als ob das alles erklärte.

»Wer ist John Jones?«, fragte Libby.

»Ein freier Schwarzer«, erklärte Caleb ihr. »Er ist Schneider und ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann. Er und seine Frau benutzen ihr großes Haus als ›Untergrundbahnhof‹. Sie haben unzählige entlaufene Sklaven beherbergt. Er wird das Geld wahrscheinlich brauchen, um Fahrkarten zu kaufen für flüchtige Sklaven, die eine Schifffahrt nach Kanada benötigen.«

*Nach Kanada.* Libby hatte sich oft gefragt, wie flüchtige Sklaven herausfanden, welche Schiffe sie über den Michigansee brachten. *Und wie versteckten die Kapitäne diese flüchtigen Sklaven vor den Sklavenfängern?*

Bei der Kirche angekommen, führte Serena sie hinein. In dem einen kleinen Raum saßen mehrere Männer auf den hölzernen Stühlen, die für eine Sitzung aufgestellt worden waren.

In der vierten Reihe saß Jordan hinter den Männern. Er war der Jüngste. Als er Libby und Caleb hereinkommen sah, hob er die Hand und winkte kurz. Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

Die Männer waren immer noch mitten in der Besprechung. »Es is' echt 'n Haufen Geld«, sagte einer von ihnen.

»Hab mein ganzes Leben lang nicht verdient so viel«, antwortete ein stämmiger Mann, als Libby, Caleb und Serena sich in der Nähe der Tür hinsetzten. »Wir können darauf sein so was von stolz, was erreicht haben wir.«

»Stolz und vorsichtig«, wandte ein anderer Mann ein. »Wir können kein Risiko eingehen, was das Geld angeht.«

Ein weißhaariger Herr stand vor den anderen und leitete die Sitzung. »Die Person, die wir aussenden, muss unser Geschenk so tragen, dass niemand weiß, wie viel Geld er mit sich trägt. Er muss eine sichere Art zu reisen finden, sodass er von niemandem aufgehalten wird.«

Jordan hob den Arm und winkte mit der Hand. »Das kann ich!«

Der stämmige Mann drehte sich um und starrte ihn an. »Biste nich' noch 'n bisschen jung für so 'ne Aufgabe?«

»Ich bin jung«, gab Jordan zu. »Aber das schaffe ich. Ich hab mein' Mamma und meine Schwestern und mein' Bruder geführt aus der Sklaverei.«

»Das nicht is' dasselbe wie Geld tragen«, brummte ein Mann.

»Aber ich kann das!«, beharrte Jordan. »Ich weiß, dass ich schaffe es.«

Im hinteren Teil des Raumes blickte Libby Caleb an. Ohne dass Serena es sah, schüttelte Caleb den Kopf und flüsterte Libby ins Ohr: »Nein, das kann er nicht!«

»Was ist dein Plan, Jordan?«, fragte der weißhaarige Leiter.

»Reverend Freeman«, sagte Jordan. »Ich kann reisen in der Dunkelheit von Nacht. Ich kann reisen in der Hitze der Sonne. Ich kann bringen das Geld nach Chicago.«

»Und wie willst du das schaffen?«

»Ich kann gehen. Ich kann aufspringen auf 'nen Wagen. Ich kann mich schleichen an Bord von Eisenbahn.«

Reverend Freeman schüttelte den Kopf. »Für die Arbeit Gottes schleichen wir uns nirgends heimlich hin. Falls wir dich mit der Bahn senden, geben wir dir Geld dafür.«

*Falls wir dich senden.* Libbys Magen schnürte sich vor Nervosität zusammen. Wie konnten die Kirchenleiter Jordan überhaupt senden? Er war noch nie im Leben mit viel Geld gereist.

Dann dachte sie an die schwierigen Tage im Mai zurück. *Jordan hat das Geld, das Papa ihm als Lohn für seine Arbeit als Schiffsjunge gegeben hatte, gespart. Jordan hat das Geld benutzt, um seiner Familie zur Flucht zu verhelfen. Auf der Fähre hat er sogar die Fahrt für Caleb und mich bezahlt. Vielleicht – nur vielleicht ...*

Plötzlich war Libby froh, dass Reverend Freeman weißes Haar hatte. *Vielleicht hat er genug Lebenserfahrung, um zu wissen, ob Jordan das wirklich schaffen könnte.*

»Jordan, wir wissen alle, wie du deine Mamma und deinen Bruder und deine Schwestern aus der Sklaverei geführt hast«, begann Reverend Freeman. »Wir achten dich deswegen. Aber vergiss nicht: Chicago bedeutet den weiten Weg durch den ganzen Staat Illinois. Bist du dir *sicher*, dass du das Geld dorthin bringen kannst?«

»Ich mir sicher bin«, antwortete Jordan respektvoll. »Ich kann das Geld bringen bis dorthin.«

Doch Reverend Freeman gab sich damit noch nicht zufrieden. »Geld mit sich zu tragen, bringt gewisse Versuchungen mit sich«, mahnte er. »Versuchungen, was man mit so viel Reichtum alles tun könnte.«

Jordan richtete sich auf und erinnerte Libby mit seinem großen und stolzen Auftreten wieder an einen Fürsten. »Reverend Freeman«, sagte er, immer noch respektvoll, »ich bin nicht schwach.«

»Jordan, wir glauben, dass du ein Mann Gottes bist. Es ist zu Gottes Ehre, wenn du dieses Geld nach Chicago trägst. Es ist Gottes Geld, und du wirst Seinen Leuten helfen.«

Um Jordan herum wurde es still in dem Raum, als

sich alle Männer umdrehten, um Jordan anzuschauen. Schließlich fragte jemand: »Gibt's andere Freiwillige?«

Als sich niemand meldete, sagte Reverend Freeman: »Dann beten wir darüber.«

Ein Mann nach dem anderen neigte den Kopf, und Libby folgte ihrem Beispiel. Von ganzem Herzen wollte sie an Jordan glauben. Doch sorgenvolle Gedanken erfüllten sie. *Caleb denkt nicht, dass Jordan es schaffen kann. Diese Männer – diese Kirchenleiter – ersuchen Gott um Hilfe. Macht Gott je Fehler? Oder könnten sich die Männer darin irren, was sie denken, dass es Gottes Wille sei?*

Libby war ganz durcheinander und hoffte, dass jemand, der älter und weiser war als Jordan, ausgewählt werden würde.

Als die Männer ihre Gebete beendet hatten, bat Reverend Freeman um ihre Meinung, bevor er selbst sprach. Ein Mann nach dem anderen sagte: »Jordan ist derjenige, der gehen soll.«

Zuletzt sprach der Pfarrer. »Jordan, wir haben dich ausgewählt, um dem Ruf des Herrn zu folgen. Er hat dich dazu berufen, das Geld sicher zu verwahren, um unseren Leuten in die Freiheit zu helfen.«

Vom Boden neben seinem Stuhl hob Reverend Freeman eine Reisetasche hoch. »Wir haben viele Monate lang gearbeitet, um diesen hohen Geldbetrag zusammenzubringen«, erinnerte er Jordan erneut.

Als ob ihm plötzlich der Ernst dessen, was er versprochen hatte, bewusst werden würde, blickte Jordan dem Pastor in die Augen. »Ja. Ich werde sein sehr vorsichtig, Sir.«

Reverend Freeman hielt ihm die Reisetasche hin. »Nimm das Geld jetzt mit nach Hause. Verwahre es an einem sicheren Ort und bring es morgen früh zurück. Nachdem wir unsere letzte Sammlung gemacht haben, werden wir dich aussenden.«

Jordans dunkle Augen blickten ernst und feierlich, als er die Reisetasche entgegennahm und Reverend Freemans Hand schüttelte. Dann ging Jordan nach hinten, wo Libby, Caleb und Serena saßen, und führte sie nach draußen.

Sie waren bereits einen Häuserblock von der Kirche entfernt, als Caleb das Wort ergriff. »Jordan, das kannst du nicht machen!«

Jordan versteifte sich. »Was kann ich nicht machen?«

»Du kannst nicht all dieses Geld nach Chicago bringen.«

Jordan stand unvermittelt still. »Sagste mir nun, was ich kann tun und was nicht?«

»Ich sage dir, dass das, was du versprochen hast, extrem gefährlich ist. Es ist eine zu große Aufgabe.«

»All jene Männer in der Kirche haben gesagt: ›Jordan, du bist derjenige, der das soll tun.««

»Aber ich kenne dich besser als sie alle«, erwiderte Caleb. »Ich sage, dass du das nicht machen kannst!«

Jordan hob den Kopf. »Du vergisst etwas, Caleb Whitney. Wenn ich kann führen meine Mamma und meine Schwestern und mein' Bruder aus der Sklaverei, dann ich kann *alles* tun!«

»*Alles?*«, fragte Caleb bestürzt.

»*Alles!*«, verkündete Jordan. »Was ich hab getan, kann nicht einfach jeder. Ich werde weiterhin tun die

großen, schwierigen Dinge, die niemand anders kann tun.«

»Bist du dir da so sicher?« Caleb starrte Jordan an, als gefiele ihm gar nicht, was er hörte. »Das letzte Mal, als ich dich sah, hast du ganz demütig davon gesprochen, dass Gott dir geholfen habe. Weißt du noch?«

Libby erinnerte sich auf jeden Fall daran. Vor langer Zeit hatte seine Mutter ihn nach dem Fluss Jordan benannt, da sie davon überzeugt war, dass er seine Leute über den Mississippi ins verheißene Land der Freiheit führen würde. Libby kam es wie ein Wunder vor, dass Jordan seinem eigenen grausamen Meister entkommen war und dann seine Mutter, seinen Bruder und seine zwei Schwestern aus der Sklaverei geführt hatte.

Doch Jordan war nun verärgert. »Du vergisst, wie ich hab geführt mein' Familie im Regen und in der Hitze und Kälte. Du vergisst, dass mein' Familie ist hier wegen dem, was ich hab getan!«

Erschrocken trat Caleb einen Schritt zurück, als ob er seinen Freund nicht mehr kannte. »Was sagtest du, dass du getan hast?«

»Ich mein' Familie aus der Sklaverei hab gebracht!«

»Du hast sie hierhergebracht?«, fragte Caleb.

Jordan straffte seine Schultern. »*Ich* hab sie hierhergebracht.«

»*Nicht Gott?*«, fauchte Caleb. »Gott hat dir nicht einmal ein kleines bisschen geholfen?«

Jordan blinzelte. Er hielt den Mund, drehte sich schnell um und ging hoch erhobenen Hauptes davon. Caleb drehte sich um und blickte Serena ins Gesicht. Verschwunden war das fröhliche Lächeln, das Libby

noch vor Kurzem auf Serenas Gesicht gesehen hatte. Stattdessen funkelten Serenas Augen vor Wut.

»Du irrst dich!«, warf sie Caleb an den Kopf.

Als könnte er Serenas Worte nicht glauben, starrte Caleb sie an.

»Du irrst dich!«, wiederholte Serena. »Mein Bruder alles kann!«

## Peter James Christopherson

Ohne ein weiteres Wort rannte Serena Jordan hinterher. Gemeinsam eilten sie die Straße hinunter. Wortlos blickten Libby und Caleb ihnen nach.

Jordan war bereits einen Häuserblock entfernt, als er plötzlich stehen blieb und sich umdrehte. Mit herabhängenden Schultern kam er langsam zurück. Caleb und Libby trafen ihn auf halber Strecke.

Der Zorn war aus Jordans Augen verschwunden, doch er hielt den Kopf immer noch selbstsicher hoch. »Ihr meine Freunde seid«, sagte er leise. »Ihr immer noch seid meine besten Freunde. Würde es mir bedeuten viel, wenn ihr morgen früh würdet kommen in die Kirche.«

»Wenn die Leute für dich beten?«, fragte Caleb.

Jordan nickte. Als er die Hand ausstreckte, schlug Caleb ein und klopfte seinem Freund auf die Schulter. Jordan versuchte zu grinsen, doch der aufgewühlte Blick wich nicht aus seinen Augen.

Als sich Jordan und Serena ein zweites Mal auf den Heimweg machten, stand Caleb da, als wäre er immer noch von Jordans Worten erschüttert. »Ich habe Angst, Libby«, brachte er schließlich heraus. »Ich habe Angst, wenn Jordan so viel Geld mit sich trägt.«

»Angst, dass er es nicht bis Chicago schafft?«

»Viele Dinge machen mir Angst. Jordans ehemaliger Besitzer Riggs könnte immer noch nach ihm suchen. An allen Orten, wo Plakate gehangen haben, könnten Sklavenfänger von der großen Belohnung auf Jordans

Kopf wissen. Nur weil er einige Monate unbehelligt in Galena gelebt hat, heißt das noch lange nicht, dass er in Sicherheit ist, wenn er wieder herumreist.«

*In Sicherheit. Wird Jordan je in Sicherheit sein?*, fragte sich Libby.

Im Sommer hatten sie und Caleb Urlaub von Papas Schulunterricht. Doch nun, wie eine halb verblasste Erinnerung, kamen Libby die Worte aus der Unabhängigkeitserklärung in den Sinn, die Papa ihnen beigebracht hatte: *»Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden, worunter sind Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.«*

»Das Bestreben nach Glückseligkeit«, sagte Libby. »Werden Jordan und seine Familie je dieses Ziel verfolgen können, ohne selbst verfolgt zu werden?«

Doch Caleb beschäftigte noch etwas anderes: »Was mir am allermeisten Angst macht: Jordan scheint zu meinen, dass er für Gott große Dinge tun kann ohne Gottes Hilfe.«

Nachdenklich begab sich Caleb auf den Weg zurück zum Flussufer. Libby ging neben ihm und fühlte sich ebenfalls entmutigt. Ihr Besuch bei Jordan war definitiv nicht so ausgefallen, wie sie sich das vorgestellt hatten.

Libby wollte gerade etwas sagen, als sie aus den Augenwinkeln heraus eine Bewegung wahrnahm. Blitzartig drehte sie sich um und bemerkte einen Jungen in einem blauen Hemd. Einen Augenblick lang lächelte er, dann verschwand er in einer Nebenstraße.

»Das ist der Junge, den Samson gerettet hat«, erklärte Libby Caleb. »Ich frage mich, ob er hier in der Nähe wohnt.«

Doch Caleb wusste es ebenso wenig wie Libby. Auch nachdem sie bei der *Christina* angekommen waren, ließ Libby das Lächeln des Jungen nicht los. So sehr sie auch vergessen wollte, wie er aussah, konnte sie es nicht.

Zu Libbys Überraschung tauchte Jordan eine Stunde später auf der *Christina* auf. Die Reisetasche trug er nicht länger bei sich. Zuerst ging er zwischen dem aufgestapelten Frachtgut am Flussufer umher. Dann, als gehörte er zur Besatzung, rollte er ein großes Fass die Anlegeplanke hinauf. Dieses ließ er dann auf dem Deck stehen. Danach ging er die Treppen hinauf. Libby und Caleb folgten ihm in die Kapitänskajüte.

Bei geschlossenen Fenstern und Türen erklärte Jordan Kapitän Norstad sein Problem. »Ich und Mamma ...« Jordan hielt inne und korrigierte sich. »Mamma und ich haben gegeben unser Bestes, um zu finden heraus, wo ist mein Daddy. Wir überhaupt nichts haben erfahren über ihn.«

»Setz dich, Jordan«, sagte der Kapitän und deutete auf den Tisch, an dem Libby und Caleb sonst ihre Schulstunden hatten.

Doch Jordan saß auf dem Rand seines Stuhls. »Caleb sagte, Sie wissen, wie wir könnten finden mein' Daddy.«

»Ja«, bestätigte Kapitän Norstad. »Aber es könnte deiner ganzen Familie schaden.«

Jordan lehnte sich vor. »Wenn Daddy ist ein Sklave, wie können wir freuen uns, dass wir sind frei?«

Jordan klang wie seine Mutter, doch bei Libby blie-

ben einige Fragezeichen bestehen. Sie dachte daran, wie übermäßig selbstsicher Jordan vor nicht einmal einer Stunde aufgetreten war. Verstand er wirklich, was er sagte?

Kapitän Norstad blickte Jordan prüfend ins Gesicht. »Wenn wir deinen Vater suchen – ich meine, wenn wir mehr tun als nur Fragen stellen ... Bist du dir der Gefahr bewusst?«

Jordan nickte.

Kapitän Norstad warf einen Blick zu den Fenstern und sprach leiser weiter: »Wir können deinen Vater finden, wenn wir zum Gerichtsgebäude des Bezirks gehen, wo er verkauft worden ist. Sein Name und der Name seines neuen Besitzers wären dort aufgelistet.«

Jordans Gesicht erhellte sich plötzlich. »Das wird sein nicht schwierig«, sagte er wieder auf seine selbstsichere Art.

»Doch, es *wird* schwierig werden«, warnte der Kapitän. »Sehr schwierig sogar. Und du kannst nicht selbst hingehen. Jemand anders muss für dich fragen.«

»Das passt mir nicht, wenn es tut jemand anders für mich«, erwiderte Jordan.

»Dann wirst du es gar nicht tun«, antwortete Kapitän Norstad.

»Ich *selbst* gehen will. Ich werd kriegen schon keine Probleme.«

»Jordan ...« Kapitän Norstads Augen blickten finster vor Sorge. Libby war sich sicher, dass Papa ihn gleich warnen würde. Doch plötzlich stand Caleb auf, als wollte er gemütlich im Raum auf und ab gehen. Stattdessen hielt er neben der Tür an und öffnete sie plötz-

lich ruckartig. Im Gang sah Libby eine schnelle Bewegung, als ein Junge zu laufen begann.

Doch Caleb war schneller. Durch die offene Tür sah Libby, wie er den Jungen am Arm packte. Einen Augenblick später kehrte Caleb zurück und zog dabei den Jungen hinter sich her.

Der Junge war vermutlich etwa neun oder zehn Jahre alt. Seine blonden Haare fielen ihm über die Augen und erinnerten Libby an Caleb. Zu ihrer Überraschung war es der Junge, den sie nun schon zweimal gesehen hatte – der Junge, den Samson davor bewahrt hatte, dass er überfahren wurde.

»Er hat gelauscht«, erklärte Caleb. »Er stand draußen vor der Tür und versuchte zu hören, was wir besprachen.«

»Stimmt das?«, fragte Kapitän Norstad den Jungen.

Statt eine Antwort zu geben, blickte er mit vor Angst weit geöffneten Augen von einem zum anderen.

»Warum bist du auf dem Schiff?«, fragte der Kapitän erneut.

Der Junge blickte Kapitän Norstad zwar ins Gesicht, doch er sah verwirrt und verängstigt aus. Dann erhob sich Samson von seinem Platz neben Libbys Füßen. Er ging zu dem Jungen hinüber und hielt eine große Pfote hoch, wie um ihn zu begrüßen.

Zum ersten Mal lächelte der Junge. Er nahm die Pfote und schüttelte sie, wie um auch »Hallo« zu sagen. Als er seine Arme um Samsons Hals schlang, fiel Libby erneut sein zerrissenes Hemd auf.

»Nun, die scheinen sich zu kennen«, bemerkte Papa, woraufhin Libby erklärte, was geschehen war. Nach

dem Beinahe-Unfall war ihnen der Junge an den Ort gefolgt, wo sie mit Jordan gesprochen hatten, und nun hierher zur *Christina*.

»Aber er spricht nie mit uns«, sagte Libby.

Um den Jungen nicht zu erschrecken, kam Papa von seinem Stuhl herunter und kniete sich neben den Jungen. »Wie heißt du?«, fragte er.

Der Junge umarmte Samson weiterhin, als hätte er nichts gehört.

Plötzlich dämmerte es Libby. »Er kann sprechen, aber er *hört* nichts! Er muss sein Gehör verloren haben, nachdem er sprechen gelernt hat!«

Sie nahm eine Schiefertafel und einen Griffel vom Tisch und kniete sich ebenfalls neben den Jungen. Schnell schrieb sie etwas und zeigte die Schiefertafel dann dem Jungen: »Kannst du hören?«

Nachdem er einen Blick auf die Worte geworfen hatte, schüttelte der Junge den Kopf.

»Dann ist es kein Wunder, dass er nicht aus dem Weg ging!«, rief Libby aus. »Er konnte das Pferd und den Einspanner gar nicht hören. Nicht einmal den Fahrer, der ihn anschie!«

Erneut schrieb sie: »Wer bist du?«

Zu ihrer Überraschung lächelte der Junge und sagte: »Ich heiße Peter James Christopherson.« Caleb nahm die anderen beiden Schiefertafeln vom Tisch und reichte eine Kapitän Norstad. Dann setzte er sich neben Peter auf den Boden. Jordan setzte sich auf der anderen Seite neben Caleb. In diesem Frühling hatte Jordan Caleb gebeten, ihm das Lesen beizubringen. Jedes Mal, wenn Caleb etwas schrieb, schaute Jordan genau hin,

als wünschte er sich, genug Wörter zu kennen, um für Peter etwas zu schreiben.

Libby schrieb auf ihre Schiefertafel: »Warum hast du so einen langen Namen?«

»Lass dich nicht von meiner kleinen Größe täuschen«, antwortete Peter. »Ich bin nicht dumm.«

Caleb grinste Libby an. »Der ist nicht auf den Kopf gefallen!«

Libby wischte die Worte mit einem Tuch aus und schrieb erneut: »Wo wohnst du?«

»Bei einem Mann, der mich nicht mag.«

»Ein Mann, der dich nicht mag?« Libby warf Papa einen Blick zu, unsicher, ob Peter verstand, was sie gefragt hatte. Sie hielt die Schiefertafel hoch und zeigte nochmals auf die Worte. »Wo wohnst du?«

Als Antwort tippte Peter die Worte auf der Schiefertafel an. »Ich hab's dir ja gesagt.« Er nahm den Griffel und zeichnete ein rundes Gesicht, bei dem die Mundwinkel nach unten zeigten.

»Er hat's schon verstanden«, meinte Caleb. »Ich frage mich, wer dieser Mann ist.«

»Frag Peter, warum der Mann ihn nicht mag«, schlug Papa vor.

Peter antwortete sofort: »Er ist gemein.«

»Zu dir?«, schrieb Caleb.

Peter nickte, als könnten darüber keine Zweifel bestehen.

»Warum?«, fragte Caleb.

»Ich bin nicht sein Junge. Er passt nicht gerne auf mich auf.«

»Wer passt dann auf dich auf?«, fragte Libby.

»Ich kann auf mich selbst aufpassen.«

Papa stöhnte. »Frag weiter. Wer ist dieser Mann? Sein Onkel? Sein Nachbar?«

Alle Fragen wurden von Peter mit einem Kopfschütteln beantwortet. Schließlich sagte er: »Der Mann hat mich zu sich genommen, weil meine Eltern gestorben sind und ich keinen Platz zum Wohnen hatte. Kann ich bei euch wohnen?«

Papa nahm eine Schiefertafel. »Libby ist meine Tochter«, schrieb er und zeigte dann auf sie. Peter nickte.

Erneut schrieb Papa. »Bringst du mich zu dem Mann, bei dem du wohnst? Ich möchte mit ihm sprechen.«

Erneut nickte Peter.

Einige Augenblicke später beendete Kapitän Norstad sein Gespräch mit Jordan. »Ich werde mein Bestes geben, um deinen Vater, Micah Parker, zu finden«, versprach der Kapitän, bevor Jordan wegging. Dann folgte Kapitän Norstad Peter die Treppen hinunter und verließ das Schiff.

Von ihrem Lieblingsplatz auf dem Sturmdeck aus blickte Libby den beiden nach, bis sie außer Sichtweite waren. Während sie weg waren, musste Libby immerzu an Peters Lächeln denken – dieses komische, herz-wärmende Lächeln, das so einsam wirkte, dass es sie innerlich schmerzte.

Als Papa mit Peter zurückkehrte, waren Libby und Caleb beide auf dem Sturmdeck, von wo aus sie die Anlegeplanke gut im Blick hatten. Peter hatte eine Tasche auf dem Rücken und trug eine kleine Reisetasche. Libby fragte sich, ob das Peters ganzer Besitz war.

Papas Arme waren voller Pakete. Schon bald hörte Libby Papas Schritte auf der Treppe. Sie und Caleb folgten Papa in seine Kajüte.

Papa stellte die Pakete auf den Tisch. »Kleider für Peter«, erklärte er. »Ich hab ihn in der Kombüse bei Calebs Oma gelassen, damit ich mit euch sprechen kann.«

Papa schaute so erschüttert drein, wie Libby ihn selten erlebt hatte. »Peter ist wirklich ein Waisenkind. Der Mann, bei dem er lebt, ist egoistisch, gefühllos und grausam.« Papas Augen wurden feucht, als er ihnen das erzählte. »Es ist mir ein Rätsel, wie Peter so gut zurechtkommt.«

»Der Mann ist grausam?«, fragte Libby nach.

»Und unhöflich. Als wir zum Haus kamen, sagte Peter: ›Warte kurz, während ich mit ihm spreche.‹ Peter ging hinein, während ich mich auf die Treppe setzte. Der Mann, bei dem er lebt, kam nicht einmal an die Tür. Stattdessen schrieb er diese Notiz.«

Papa legte ein Stück Papier auf den Tisch. Libby las die Worte:

*Ich wolt Petr nie in meinem Leben. Ich habe es sat,  
für ihn zu sorgen. Er kann mit Ihnen auf ein paar  
fahrtn mitgehen. Vorerst gehört er Ihnen.*

Libby stockte der Atem. »Peter hat recht. Der Mann ist gemein. Ich frage mich, warum er Peter überhaupt zu sich genommen hat?«

Als Caleb die Notiz gelesen hatte, drehte er sie um. »Schaut, da steht noch mehr!«

Sagen Sie Petr, er sol nicht vergessen, was ich ihm beigebracht habe.

»Nicht vergessen, was er ihm beigebracht hat?«, fragte Libby. »Was meint der Mann?«

Als ob er die Erinnerung abschütteln wollte, zuckte Papa mit den Schultern. »Ich habe mehrmals an der Tür geklopft, damit der Mann mit mir sprechen würde, aber er wollte nicht an die Tür kommen. Schließlich entschied ich mich, dass ich ja dieses Papier habe, wenn mich jemand fragt, warum Peter bei mir ist.«

Papa nahm das Stück Papier auf. »Ich werde es an einem sicheren Ort aufbewahren. Fürs Erste will ich einfach, dass Peter von diesem schrecklichen Mann wegkommt. Ich will, dass Peter im Sonnenlicht aufwächst.«

Papa war so aufgebracht, dass er nicht still sitzen konnte, und schritt in der Kajüte auf und ab. Auf diese Weise konnte er am besten denken, das wussten sowohl Libby als auch Caleb. Ohne zu sprechen, warteten sie.

Als Papa sich wieder an sie wandte, hatte er sich entschieden. »Solange er an Bord ist, wollen wir Peter eine Familie sein.«

»Eine *Gib-nie-auf-Familie?*«, flüsterte Libby. »Eine Familie, die zusammenhält, auch wenn es schwierig ist?«

»Eine *Gib-nie-auf-Familie!*« Papas Stimme war rau vor Ergriffenheit. »Vor allem werden wir Peter lieben. Wir lassen ihn seine Gedanken aussprechen, damit er aus seiner Welt der Stille ausbrechen kann. Wir werden

ihm helfen, all das zu sein, was er sein kann – nicht um unseretwillen, sondern um seinetwillen.«

Papa wartete, bis Libby seinen Blick erwiderte.  
»Okay, Libby? Geht das in Ordnung für dich?«

# Die große Suche

Erleichterung durchströmte Libby – Erleichterung darüber, dass Peter etwas Gutes geschehen würde. Es würde sich jemand um ihn kümmern, ihm zu essen geben und ihm Kleidung geben. Doch es ging noch um mehr. Da sie alle Kleider haben konnte, die sie wollte, hatte Libby gelernt, wie unwichtig Kleider eigentlich waren.

Plötzlich dachte sie daran zurück, wie ihre Tante Vi an einem Abend vor vier Monaten gesagt hatte: »Ich bin nahe daran, dieses Mädchen aufzugeben!«

*Mich aufgeben?* Diese Worte hatten Libby verletzt. Aus diesem Schmerz heraus war ihr Wunsch gewachsen, eine *Gib-nie-auf-Familie* zu haben – eine Familie, die an sie glaubte, auch wenn sie nicht perfekt war.

Seitdem hatte Papa ihr gezeigt, dass er sie liebte – egal, was passierte. Konnten sie und Papa Peter diese Art von Liebe weitergeben?

Libby blickte Papa an. »Ich habe mir immer einen jüngeren Bruder gewünscht. Auch wenn es nur für ein paar Fahrten ist, könnte er wie ein Bruder sein.«

»Ich hätte auch gern einen Bruder«, sagte Caleb.

Libby starrte ihn überrascht an. Caleb erschien immer so selbstsicher und wusste genau, was er wollte. Sie hatte nie daran gedacht, dass er ebenfalls ein Einzelkind war.

Am nächsten Morgen machten sich Libby und Caleb auf den Weg in die Kirche. Peter ging zwischen ihnen. An seinem ersten Abend bei ihnen hatte Libby eine

kleine Tasche genäht, in die eine Schiefertafel passte. Die Tasche enthielt auch zwei schmale genähte Fächer für Griffel.

Als sie Peter die Tasche gab, brachte er Libby ihr erstes Wort in Gebärdensprache bei – »Danke«. Er hielt sich die Finger seiner rechten Hand vor die Lippen und bewegte die Hand dann vom Kinn aus nach unten und gleichzeitig nach vorne, vom Körper weg.

Nun ging Peter immer stolz mit seiner neuen Tasche über der linken Schulter. So war er immer bereit, Libby und Caleb die Schiefertafel hinzuhalten, wenn er nicht verstand, was sie gerade sagten. Doch Peter war auch darauf bedacht, ihnen etwas beizubringen. Als sie an einer Blume vorbeikamen, zeigte er ihnen die entsprechende Gebärde. Einen Häuserblock weiter gebärdete er das Wort für *Vogel*.

Peter war ein so guter Lehrer, dass Libby neugierig wurde. Sie nahm die Schiefertafel und hielt lange genug am Straßenrand an, um ihm zu schreiben: »Was meinte der Mann, bei dem du lebstest, mit: ›Sagen Sie Peter, er soll nicht vergessen, was ich ihm beigebracht habe‹?«

Als Peter Libbys Worte las, schien ein Schatten über sein Gesicht zu ziehen. Doch Peter sagte nur: »Er hat mir beigebracht, auf der Straße Kerzen zu verkaufen. So hab ich Geld verdient.«

Beim Betreten der Kirche stellte Libby überrascht fest, dass sie zu spät waren. Dann realisierte sie, was geschehen war: Peter hatte auf dem ganzen Weg gesprochen. Leise ließen Libby, Caleb und Peter sich in der hintersten Reihe nieder.

Libby lehnte sich nach links und rechts und konnte

schließlich Jordan und seine Familie in der ersten Reihe ausmachen. Neben Jordans Füßen lag die Stofftasche mit den Griffen – die Reisetasche mit dem Geld, das die Versammlung gesammelt oder verdient hatte.

Jordan saß mit geradem Rücken da, als könnte er es kaum erwarten, die Aufgabe zu übernehmen, die ihm anvertraut worden war. Von ganzem Herzen wünschte sich Libby, dass er es schaffen würde. Doch Caleb schien ungewöhnlich still, sogar entmutigt.

Libby fragte sich, ob er an ihr Gespräch mit Papa gestern Abend dachte. Als Caleb ihm erzählte, was Jordan gesagt hatte, war auch Papa besorgt.

»Ich wollte Jordan gerade warnen«, meinte er. »Doch dann hast du Peter an der Tür gehört. In den schrecklichen Tagen der Sklaverei war Jordan klar mit Gott unterwegs. Ich hoffe, dass er den Herrn nicht vergisst, wenn das Leben einfacher wird.«

Libby hoffte das ebenfalls. Schon mehrmals hatte es sie überrascht, auf welche Art und Weise Jordan Gottes Stimme hörte.

Kurz darauf erhob sich Reverend Freeman. »Ihr seid keine Sklaven«, sagte er zur Versammlung, von der Libby wusste, dass viele ehemalige Sklaven darunter waren. »Ihr seid im Bild des allmächtigen Gottes geschaffen. Ihr seid Seine Kinder!«

Reverend Freeman schloss seine Predigt mit den Worten: »Heute sammeln wir eine letzte Kollekte für unsere Leute in Not. Auf dem Weg ins verheißene Land gehen sie mit euren Liebesgaben.«

Nach der Kollekte rief der Pfarrer Jordan nach vorne. »Die Leiter haben sich gestern getroffen«, erklärte er

der übrigen Versammlung. »Wir haben den Herrn gebeten, uns zu zeigen, wer das Geld nach Chicago bringen sollte. Wir haben uns für diesen jungen Mann entschieden, Jordan Parker.«

Auf einmal war Libby stolz auf Jordan. Wenn die Kirchenleiter fanden, dass er so einer wichtigen Aufgabe gewachsen war, wussten sie bestimmt, was sie taten. Doch Caleb schaute noch immer mit demselben skeptischen Gesichtsausdruck zu. Libby ärgerte sich langsam über ihn. Caleb schien nur auf die Schwierigkeiten zu schauen.

Als die Kirchenleiter nach vorne gingen, um für Jordan zu beten, winkte Reverend Freeman Hattie und ihren Kindern. »Kommt, kommt! Betet mit uns für euren teuren Sohn und Bruder!«

Hattie stand mit einem freudigen Gesichtsausdruck vor der Versammlung. Serena neben ihr hielt die kleine Rose auf dem Arm und war offensichtlich ebenfalls stolz auf Jordan. Zack stand neben seinem Bruder und ahmte alle seine Bewegungen nach. Als Jordan die Hände hinter dem Rücken verschränkte, tat Zack dasselbe. Als Jordan sich an der Stirn kratzte, tat Zack dasselbe.

Reverend Freeman begann zu beten, und alle Anwesenden neigten den Kopf. Das Gebet des Pfarrers war einfach. »Jordan, wir senden dich aus im Namen unseres guten Herrn. Wir bitten um Seinen Schutz. Wir beten dafür, dass das Geld sicher bei unseren Leuten in Not ankommt. Amen.«

Nach dem Gebet schüttelten einige Leiter Jordan die Hand. Andere klopfen ihm auf die Schulter. Jordan grinste, als freute er sich auf die Reise.

Reverend Freeman nahm die Reisetasche und hielt sie auf, damit jemand die letzte Kollekte hineinlegen konnte. In diesem Augenblick blickte der Pfarrer nach unten. Er griff in die Reisetasche hinein, nahm einen Schein und las die Vorderseite. Sogar von der hintersten Reihe aus konnte Libby sehen, dass die Hand des Pastors zitterte.

Mit sorgenvoller Miene zog Reverend Freeman einen zweiten Dollarschein, dann einen dritten und einen vierten heraus. Eine Welle der Unruhe ging durch die Versammlung.

Libby stöhnte. »Lass mich raten!«, flüsterte sie Caleb zu. Das Ganze kam ihr irgendwie bekannt vor.

Reverend Freeman wurde immer aufgebracht. Schließlich ging er zum Tisch hinüber und leerte alles Geld aus. Er nahm einen Geldschein nach dem anderen und untersuchte ihn genau. Schließlich wandte er sich dorthin, wo Jordan und seine Familie immer noch vor der Versammlung standen.

»Jordan, mein junger Freund«, sagte der Pastor. »Hast du diese Reisetasche je aus den Augen gelassen?«

Jordan dachte darüber nach. »Ja. Ich hab gelassen sie bei Mamma, als ich ging zum Fluss gestern. Und kam gestern Abend eins der Dienstmädchen, wo Mamma arbeitet, zu unserem Haus. Sie sagte: ›Kommt alle. Herr des Hauses möchte sprechen euch.‹ Wir zum Haus gingen und warteten in Küche. Doch Herr des Hauses kam nicht. Schließlich das Dienstmädchen kam zurück und sagte: ›Er jetzt nicht kommen kann. Er wird sprechen euch morgen.‹ Da Mamma fragte das Dienstmädchen:

›Aber wieso hat Herr des Hauses dir gesagt, du uns holen sollst?‹ Und sagte das Dienstmädchen: ›Er war es nicht, es war einer der Pensionsgäste.«

Plötzlich nahm Reverend Freeman ein Taschentuch und tupfte sich die Stirn ab. »In jener Zeit befand sich die Reisetasche im Nebengebäude und niemand hat darauf aufgepasst?«

Als merkte er plötzlich, was geschehen war, begann Jordan zu zittern. »Niemand hat darauf aufgepasst.«

›Die Türen waren nicht verschlossen?‹

›Wir haben keine Schlösser.«

Jordans Schultern bebten. »Reverend Freeman?«, fragte er mit von Furcht erfüllter Stimme. »Das Geld?«

Reverend Freeman musste sich an einer Stuhllehne festhalten. Er klammerte sich immer noch daran, als er sagte: »Jemand hat das echte Geld, das wir gespart haben, durch ›Wildcat-Geld‹ ersetzt. Die Scheine in der Tasche sind wertlos.« Er neigte den Kopf und lehnte sich über den Stuhl, als bräche es ihm das Herz.

Der Schock verbreitete sich wie eine Welle im Raum, und die Versammlung schrie zornig und ungläubig auf. Einige ließen sich auf ihre Stühle fallen.

Jemand begann zu weinen, leise zuerst. Dann begannen mehrere Leute laut zu weinen. In jenem Augenblick ließ Jordan sich auf die Knie fallen und stimmte in das Weinen ein. Doch seine Mutter stand immer noch da, mit ruhigem Gesicht, als könnte sie gar nicht begreifen, was passiert war.

Dann kam eine zornige Stimme aus den hinteren Reihen. »Warum habt ihr ihm diese Aufgabe überhaupt anvertraut?«

Aus den vorderen Reihen murmelte ein Mann: »Wir können nicht trauen diesem Jordan Parker!«

Als erwachte er zu neuem Leben, richtete sich der Pastor auf und wandte sich an die Versammlung. »Kann man jedem Einzelnen von euch trauen? Hättet ihr es für sicher gehalten, Geld in eurem Haus zu lassen, wenn ihr gleich nebenan wart?«

Ein leises Murmeln ging durch den Raum und verstummte schließlich. Mit feurigen Augen ergriff Reverend Freeman erneut das Wort.

»Beinahe alle von uns waren einmal Sklaven. Wir kennen die Peitsche, den Peitschenhieb auf unserem Rücken. Wir wissen, was es heißt, fälschlicherweise beschuldigt zu werden. Wir werden hier nicht beschuldigen. Kein anklagendes Wort ohne Beweis! Kein Wort ohne Liebe!«

In der darauffolgenden Stille begann jemand zu beten. Schon bald kamen mehr Stimmen dazu, bis der ganze Raum vom Geräusch betender Leute erfüllt war. Dann, so plötzlich, wie sie begonnen hatten, hörten die Stimmen auf.

Eine kleine, zierliche Frau mit einem Spazierstock kam als Erste. Ihr Rücken war zu einem Buckel gebeugt. Sie streckte ihre freie Hand nach Hattie aus, lehnte sich vor und küsste Hattie auf die Wange. Dann, immer noch auf ihren Spazierstock gelehnt, hielt sie vor dem knienden Jordan an. Mit ihrer freien Hand nahm sie seine Hand und bedeutete ihm, aufzustehen.

»Junger Mann«, sagte sie mit einer Stimme, die alle Leute hören konnten. »Gott wird dich immer noch brauchen.«

Mit gebeugten Schultern und einem vom Weinen nassen Gesicht starrte Jordan sie an. Als die kleine Frau zu ihrem Stuhl zurückging, folgte Jordans Blick ihren schleppenden Schritten. Und als sie sich hinsetzte, leuchtete wieder etwas Hoffnung in seinen Augen.

Nacheinander gingen die Männer, Frauen und Kinder nach vorn. Einige ergriffen Hatties Hand. Andere umarmten sie. Doch alle gingen zu Jordan weiter.

Jemand gab ihm einen Bibelvers mit, den er vor langer Zeit auswendig gelernt hatte. Jemand anders betete. Männer legten Jordan den Arm um die Schultern.

Schließlich standen auch Caleb und Libby vor Jordan. Nun, da Jordan in Not war, hatte Calebs Gesicht einen anderen Ausdruck angenommen. »Willst du, dass Libby und ich dir helfen, das Geld zu finden?«, fragte Caleb.

»Ich stolz war, nicht wahr?«, sagte Jordan, als Caleb ihm auf die Schulter klopfte. »Ich nicht mehr stolz bin. Ich brauch eure Hilfe.«

Als der Gottesdienst vorüber war, sprach Jordan mit dem Pastor. »Falls ich eine Zeit lang bin weg, das nicht heißt, dass ich bin davongelaufen. Ich und meine Freunde werden finden das Geld.«

»Falls es dir hilft: Einige der Geldscheine sind markiert«, antwortete Reverend Freeman. »Als ich das Geld zählte, hab ich eine Tintenflasche auf dem Tisch verschüttet. Etwa zehn Scheine haben Tintenflecken darauf.«

Jordans Stimme war nun demütig. »Ich will sein die Person, für die Sie halten mich«, sagte er.

Als Jordan sich zum Gehen wandte, nannte ihm Reverend Freeman den genauen Geldbetrag, der ge-

stohlen worden war. »Du wirst es finden, Jordan«, ermutigte er ihn. »Du wirst den Schatz des Herrn finden. Du wirst ihn unserem Volk in Not bringen.«

Zum ersten Mal, seit der Diebstahl bemerkt worden war, richtete sich Jordan auf und stand wieder aufrecht wie ein Fürst da.

\*\*\*

Während Jordan noch mit einigen Leuten sprach, gingen Libby, Caleb und Peter nach draußen.

»Denkst du, dass der Mann, der Papa betrogen hat, derselbe ist, der auch Jordans Geld gestohlen hat?«, fragte Libby Caleb.

»Ich hab mich das auch schon gefragt«, antwortete Caleb. »Aber es scheint ein so großer Zufall zu sein. Als Dexter deinem Papa das Geld gestohlen hat, war er weiter flussabwärts von hier. Wie könnte er genug wissen, um Jordan hier zu finden, es sei denn ...«

Libby beendete seinen Gedanken: »... es sei denn, er wäre sich sicher, dass Papa früher oder später nach Galena kommen würde?«

»Wie alle Dampfschiffkapitäne, die auf dem oberen Mississippi unterwegs sind.«

»Also wenn der Betrüger nach Galena gekommen ist, ist er einfach durch Zufall auf Jordans Familie gestoßen?« Libby dachte daran, wie Dexter die geballte Faust vor Papa geschüttelt hatte.

»*Das zahl ich Ihnen heim!*«, hatte der Betrüger gedroht. Dann schien er sich Jordans Aussehen zu merken.

»Ich habe Angst, Caleb«, sagte Libby.

»Ich auch«, antwortete Caleb zu Libbys Überraschung.

Sobald Hattie aus der Kirche kam, begab sie sich mit ihrer Familie auf den Nachhauseweg. Libby und Peter gingen hinter Caleb und Jordan.

Peter tippte Libby an, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen, und zeigte dann auf Jordan. »Was ist passiert?«

Bei allem, was vorgefallen war, hatte Libby vergessen, dass Peter nicht hören konnte. Sie nahm seine Schiefertafel und begann zu schreiben: »Viele Leute haben Geld gegeben, um Sklaven zu helfen, auf einem Schiff nach Kanada zu gelangen.«

Jedes Mal, wenn sie die Schiefertafel füllte, las Peter, was Libby geschrieben hatte. Libby wischte ihre Worte aus und schrieb weiter: »Jordan wollte ihnen das Geld bringen. Doch ein böser Mann hat das gute Geld in schlechtes verwandelt.«

Da unterbrach Peter Libby. »Ein Zauberer?«, fragte er. »Nein, nein!« Libby schüttelte den Kopf.

Peter zeigte erneut auf die Reisetasche, die Jordan trug. »Was ist ›schlechtes Geld‹?«

Libby seufzte. Papa hatte schon Schwierigkeiten gehabt, das einem Einwanderer zu erklären. Wie konnte sie es bloß Peter erklären? »Wildcat-Geld«, schrieb sie, da ihr nichts Besseres einfiel.

»Wildkatze? Tiere brauchen kein Geld!«

Erneut schüttelte Libby den Kopf. »Wertlos«, schrieb sie. »Ein böser Mann hat wertloses Geld in die Reisetasche gelegt.«

»Ein Betrüger?«, fragte Peter.

*Aaah!* Libby war überrascht, nickte dann aber. Woher wusste Peter, was ein Betrüger war?

»All das gute Geld ist also verloren«, bemerkte Peter. Libby nickte.

»Haben die Leute der Kirche Jordan vergeben?«, fragte Peter.

Erneut nickte Libby, doch ihre Gedanken wirbelten durcheinander. Woher wusste Peter, was Vergebung war? Während er bei einem grausamen Mann gelebt hatte, musste es viele Situationen gegeben haben, in denen Peter vergeben musste. Doch wer hatte Peter erklärt, wie man das macht?

»Die Leute der Kirche haben Jordan vergeben«, schrieb Libby, worauf Peter grinste.

Libby war ebenfalls froh, doch Peter sagte: »Nun müssen wir den Betrüger finden.«

Libby starrte ihn an. Sie nahm die Schiefertafel und schrieb zurück: »Peter, warum bist du so klug?«

Erneut grinste Peter. »Ich zeig dir, wie man ›Ja, genau, du hast recht!‹ sagt. Er winkelte die Ellbogen direkt neben seinem Körper an und ballte zwei Fäuste. Als feuerte er jemanden in einem Rennen an, schloss er die Fäuste. Er hob die Hände und brachte sie zuerst nach vorne und dann nach unten.

Als Libby die Gebärde nachahmte, nickte Peter zustimmend. Doch Libby schrieb wieder. »Ich hab gefragt: ›Warum bist du so klug?‹«

Statt zu antworten, nahm Peter die Schiefertafel und ließ sie in seine Tasche gleiten.

Serena schien alles zu lange zu dauern. Halb gehend

und halb rennend kehrte sie zur Pension zurück. »Ich will nachschauen, ob noch immer da ist dieser Pensionsgast«, sagte sie.

Vom Besitzer erfuhren sie schnell, dass der Mann früh am Morgen abgereist war. »Falls der Pensionsgast das Geld genommen hat: Wie hat er davon erfahren?«, fragte Libby. »Können wir sein Zimmer sehen?«

Das Zimmer, das der Mann für eine Nacht gebucht hatte, befand sich auf dem zweiten Stock und ging in zwei Richtungen. Ein Fenster war auf der Seite der Straße und des Haupteingangs des Hauses. Das andere war auf der Seite des Wegs zum Nebengebäude, in dem Jordans Familie wohnte.

»Vielleicht hat er gesehen, wie du mit der Reisetasche heimgekommen bist«, sagte Caleb zu Jordan und schrieb es dann für Peter.

Der Zehnjährige hatte noch eine andere Idee. »Vielleicht hat der Betrüger Jordan mit der Reisetasche gesehen und dann erst das Zimmer gemietet.«

»Auf jeden Fall ist der Betrüger ein Risiko eingegangen«, meinte Caleb. »Und er hat gewonnen.« Das Zimmer war so sauber, als hätte Serena bereits jede Ecke abgestaubt. »Schauen wir nach, ob der Gast etwas hinterlassen hat«, schlug sie vor.

Alle suchten mit. Caleb nahm die Bilder von der Wand und schaute nach, ob nichts auf der Rückseite versteckt war. Hattie nahm die Teppiche auf und faltete die Bettdecke und die Matratze aus Maishülsen zurück. Libby suchte den Boden Zentimeter für Zentimeter ab, um sicherzugehen, dass sie keinen verborgenen Spalt verpasste. Jordan öffnete jedes Fenster und überprüfte

die Bewegung zwischen dem Rahmen und der Wand. Serena zog alle Schubladen der Kommode heraus und suchte dahinter und darunter alles ab.

Schließlich mussten sie sich eingestehen, dass der Pensionsgast nichts hinterlassen hatte.

Als sie gerade hinausgehen wollten, drehte Serena sich um. »Wartet! An einem Ort haben wir noch nicht nachgeschaut. Da habe ich schon mal was gefunden.«

Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers war ein Ablagebrett an der Wand befestigt. Es war niedrig und stabil und somit jene Art von Ablage, auf der die Leute ihr Gepäck abstellten, wenn sie nur eine kurze Zeit blieben.

Nun blickte Serena prüfend in einen schmalen Spalt zwischen der Ablage und der Wand. Libby konnte mehr schlecht als recht einen kleinen Papierfetzen ausmachen. Sorgfältig, damit das Papier nicht weiter nach hinten rutschte, schaffte Serena es schließlich, das Papier herauszuziehen.

Es war etwas darauf geschrieben. Serena versuchte es zu lesen und gab es dann Libby. Es stand kein Name auf dem Papier, jedoch eine Adresse in Alton, Illinois.

»Das könnte genau das sein, was wir brauchen, um den Betrüger zu finden!«, rief Libby aus.

## Alles Gute zum Geburtstag!

Wenn uns diese Adresse hilft, zu finden den Betrüger, ich mit euch komm«, entschied Jordan.

Dann, als erinnerte er sich an die Katastrophe mit dem Geld, drückte er sich anders aus. »Ich meine, wenn dein Papa mich wieder auf seinem Schiff arbeiten lässt.«

Jordan begleitete Libby, Caleb und Peter zur *Christina* zurück.

»Wenn wir den Betrüger in Alton suchen, habe ich vielleicht Zeit, um mehr über Elijah Lovejoy zu erfahren«, meinte Caleb. Schon mehrmals hatte er den Wunsch geäußert, Zeitungsreporter zu werden. Herr Lovejoy war genau das gewesen – ein Zeitungsreporter, der in Alton lebte.

Kurz darauf gingen Jordan und Caleb vor. Sie sprachen so schnell, dass Libby wusste, dass sie verlorene Zeit nachholten. Als sie mit Peter folgte, nahm der Junge seine Schiefertafel und gab sie Libby.

»Ich denke, ich kenne den Mann, der jenes Zimmer gemietet hat«, sagte er.

»Du kennst ihn? Woher?«, schrieb Libby zurück. Serena hatte ihn beschrieben, doch Libby war sich nicht sicher, ob das reichen würde, um den Betrüger zu erkennen.

»Als dein Vater mit mir Kleider kaufen ging, sah ich, wie der Mann zur Pension ging«, erklärte Peter. »Ich bringe dich dahin, wo er wohnt.«

»Wo er *wohnt*?«, fragte Libby erneut schriftlich.

»Warum sollte er ein Zimmer mieten, wenn er in Galena wohnt?«

»Ich hab's Caleb schon gesagt«, meinte Peter etwas ungeduldig. »Vielleicht hat der Betrüger gesehen, wie Jordan die Reisetasche trug, und hat sich gefragt, was sie enthält. Vielleicht hat er das Zimmer gemietet, um es herauszufinden.«

Inzwischen waren Caleb und Jordan weit voraus. Libby rief sie. »He, wartet mal!«

Peter führte sie zu dem Haus, in dem der Mann wohnte, und Caleb klopfte an die Tür. Als niemand an die Tür kam, drückte Peter die Klinke hinunter, doch die Tür war verschlossen. Mit seiner Schiefertafel in der Hand ging Peter um das Haus herum.

Als Libby ihm folgen wollte, sah sie, wie Peter mit einem Nachbarn sprach. Bald kehrte Peter mit einer beschriebenen Schiefertafel zurück. Der Mann, von dem Peter dachte, er wäre der Pensionsgast, hatte gesagt, er ginge für einige Zeit weg. Sie hatten keine andere Wahl, als zur *Christina* zurückzugehen.

»Wenn wir nach Alton kommen, versuchen wir, den Betrüger zu finden«, tröstete sich Libby.

»Ihr müsst wissen, wie er aussieht«, antwortete Peter. »Braune Haare. Blaue Augen. Etwa 1,70 oder 1,80 Meter groß. Er trug einen Anzug und ein weißes Hemd und eine Krawatte. Auch einen Hut. Er zieht sich gut an.«

»Gut gekleidet meinst du?«, schrieb Libby.

»Aber er weiß nicht, wie man Kleider trägt.«

*Komisch*, dachte Libby. *Was meint Peter damit?*

Peter erklärte es: »Er hat Geld, aber er hat nie gelernt, sich so zu kleiden wie jemand, der reich ist.«

»Hast du einen solchen Mann gesehen?«, fragte Libby Jordan.

Jordan verneinte. Doch laut Serena hatte der Pensionsgast die Mahlzeiten während seines eintägigen Aufenthalts in seinem Zimmer eingenommen. Es war nicht schwierig für ihn gewesen, Jordan nicht zu begegnen.

»Wenn wir nach Alton gehen, bist du der Einzige, der den Dieb identifizieren kann, Peter«, bemerkte Libby. »Wie können wir dir genug danken?«

»Am besten lernst du die Gebärdensprache«, antwortete Peter, und Libby war sich nicht sicher, ob er es ernst meinte oder nur Spaß machte. Doch sie fand es schnell heraus.

»Dein Name«, sagte Peter. »L wie Libby.«

Libby schaute genau hin und lernte, wie man den Buchstaben *L* gebärdete. Peter zeigte auf Jordan und machte die Gebärde für *J*, dann *C* für Caleb.

Als sie die *Christina* erreichten, sprach Jordan mit Papa über das, was geschehen war. Kapitän Norstad willigte ein: »Ja, du kannst wieder für mich arbeiten.« Dann ging Jordan nach Hause, um sich von seiner Familie zu verabschieden.

\*\*\*

Am nächsten Morgen fuhr die *Christina* wieder den Galena River hinunter. Libby und die drei Jungen trafen Papa in seiner Kajüte. Caleb saß neben Peter und erklärte ihm alles auf der Schiefertafel.

»Wir haben nun drei Probleme«, erklärte Kapitän Norstad Jordan. »Erstens deinen Vater zu finden, zwei-

tens den Mann, der deiner Kirche Geld gestohlen hat, und drittens den Mann, der mich beraubt hat.«

*Vier Probleme*, dachte Libby und vermutete dann, dass Papa nicht erwähnen wollte, dass er bis zum 15. August eine doppelte Rate für sein Darlehen bezahlen musste.

Es war ein warmer und feuchter Juli-Tag, und die Fenster von Papas Kajüte waren offen. Einen Augenblick lang ging er umher und spähte aus den Fenstern, um sicherzugehen, dass niemand auf dem Deck lauschte. Dann wandte er sich zum Tisch, an dem die anderen saßen.

»Die Nachricht, wie du deine Familie gerettet hast, hat sich herumgesprochen, Jordan. Es ist ein besonders gefährlicher Zeitpunkt, um nach deinem Vater zu fragen.«

Jordan nickte, als wäre er sich der Risiken bewusst.

Doch Papa fuhr fort: »Wenn wir uns dem Bezirk nähern, in dem dein Vater verkauft worden ist, musst du dich verstecken.«

Jordan war offensichtlich enttäuscht. »Wer wird dann beim Gerichtsgebäude nachfragen?«

»Nicht Kapitän Norstad«, meinte Caleb sofort. »Wenn ihn die falsche Person dort sieht, könnte das alles zerstören, was er tut, um entlaufenen Sklaven zu helfen.«

Papa stimmte ihm zu. »Sklavenfänger würden die *Christina* noch stärker durchsuchen, als sie es ohnehin schon tun. Caleb muss fragen gehen.«

»Caleb?«, fragte Libby. Tief in ihrem Innern verspürte sie Angst, wenn sie schon nur an die Gefahr dachte.

Doch Jordan widersprach: »Kapitän Norstad, die Sklavenfänger kennen Caleb. Sie wissen, was er vorhat. Wenn sie ihn erkennen, lassen sie ihn nicht mehr aus den Augen.«

»Darum überlasse ich die Entscheidung Caleb und seiner Großmutter. Du kannst unmöglich gehen, Jordan. Aber für ihn ist es beinahe ebenso gefährlich.«

Der Kapitän wandte sich an Caleb. »Bevor wir dort sind, will ich, dass du und Oma darin übereinstimmt, was ihr tun wollt.«

Dann wechselte er das Thema. »Wir legen noch an einigen Orten weiter flussabwärts an. Morgen Abend legen wir in Hannibal, Missouri, an. Am Mittwochmorgen, vor Tagesanbruch, werden wir Libbys vierzehnten Geburtstag feiern.«

»Meinen Geburtstag?« Bisher hatte Papa noch kein Wort darüber verloren. Calebs Gesichtsausdruck ließ sie vermuten, dass er bereits in Papas Pläne eingeweiht war. Doch weder er noch Papa wollten ihr mehr verraten.

»Erschrick nicht, falls Calebs Großmutter dich weckt, wenn es noch dunkel ist«, war alles, was Papa Libby sagte.

»Also ist Oma auch eingeweiht?« Libby konnte ihren großen Tag kaum erwarten.

\*\*\*

In den frühen Morgenstunden des Mittwochs hörte Libby ein leises Klopfen an der Tür ihrer Kajüte, dann die sanfte Stimme von Calebs Großmutter. »Alles Gute zum Geburtstag, Libby!«

Libby kniete sich aufs Bett und öffnete die Tür.

»Bist du schon wach?«, fragte Oma, als sie hereinkam. »Heute ist dein besonderer Tag!«

»Ich bin wach.« Libbys Stimme war noch schwach, doch dann wurde sie munter. »Heute ist ja endlich mein Geburtstag!«

Wegen der Brandgefahr durfte Libby keine Lampe in der Kajüte haben. In der Dunkelheit hörte sie, wie Oma einen Krug Wasser auf den Waschtisch in der Ecke stellte.

Als Libby gähnte und sich streckte, knisterten die Maishülsen in ihrer Matratze. Nachdem sich Oma entfernt hatte, sprang Libby aus dem Bett. Sie wollte keinen Augenblick dieses besonderen Tages vergeuden.

Das warme Wasser auf Gesicht und Armen fühlte sich gut an. Sobald sie sich gewaschen hatte, zog Libby das Kleid an, das ihr am besten gefiel, nachdem sie ihr Lieblingskleid weggegeben hatte. Obwohl sie in ihrem kleinen Spiegel vom Kleid nicht viel sehen konnte, wusste sie, dass das sanfte Blau den honigfarbenen Ton ihrer Haut unterstrich. Libby bürstete ihre tiefroten Haare, nahm die vorderen Strähnen auf und band sie mit einem Haarband zusammen.

Als Libby auf das Hauptdeck kam, schliefen die Passagiere immer noch dort, wo sie gerade einen Liegeplatz gefunden hatten. Unten an der Treppe wartete Papa in der Dunkelheit. Er nahm Libby schnell in die Arme und flüsterte: »Alles Gute zum Geburtstag, Libby!«

»Wo gehen wir hin, Papa?«, flüsterte sie zurück, aber er wollte ihr nichts verraten.

Als Libby das Deck überquerte, war Peter vor ihr. Bei der Anlegeplanke blieb er stehen, als wäre er sich nicht sicher, ob er hinuntergehen sollte oder nicht.

»Geh ruhig, Peter«, sagte Libby leise, doch dann fiel ihr ein, dass er nicht hören konnte.

Statt weiterzugehen, blieb Peter stehen. Dann, als biete er eine besondere Eskorte für Libbys Geburtstag, drehte er sich um und streckte die Hand aus. Als Libby seine Hand nahm, ging Peter an ihrer Seite die Anlegeplanke hinunter.

Oma, Caleb und Jordan standen neben einem Pferdegewisspann mit Wagen. Oma kletterte auf den Vordersitz neben Papa, und Libby und die Jungen saßen auf dem Stroh im hinteren Wagenteil. Als der Wagen durch die Straßen Hannibals rollte, bemerkte Libby, wie die Dunkelheit der Nacht langsam schwand.

Kurz darauf rumpelte der Wagen über eine Brücke und neigte sich dann nach hinten, als die Pferde einen langen Hügel in Angriff nahmen. Im trüben Licht vor der Morgendämmerung führte Papa die Pferde von der Straße herunter und hielt in der Nähe eines beginnenden Pfades an.

Nun war Libby wirklich neugierig. Da sich ihre Augen an das dämmrige Licht gewöhnt hatten, sah sie den Weg problemlos. Doch warum nahm Papa sie hierher mit? Und was hatte das mit ihrem Geburtstag zu tun?

Papa ging voran, und die anderen folgten im Gänsemarsch. Allmählich wurde der raue Pfad steiler und steiler. Hier und da ruhten sie sich etwas aus, und Calebs Großmutter holte tief Luft, um wieder zu Atem

zu kommen. Oma war mindestens fünfzehn Jahre älter als Papa, und die Steigung war selbst für jüngere Leute schwierig zu bewältigen.

Als sie zu einem großen Erdwall kamen, folgten sie dem Pfad darum herum auf eine Steilklippe. Im Halbdunkel kurz vor der Dämmerung drehte sich Libby zum Fluss hin. Nicht weit von ihrem Standort entfernt führte die Seite des Erdwalls auf einen großen, flachen Fels. Der Fels ragte wie ein Gestell hervor und fiel etwa 60 Meter steil ab.

Papa nahm Libby an der Hand und führte sie in gerade noch sicherer Entfernung der Felskante. Als die anderen um die beiden herumstanden, starrte Libby den gewaltigen Abgrund vor ihr hinunter. Ihr Herz klopfte wie wild, und sie hätte sich am liebsten umgedreht und wäre in die entgegengesetzte Richtung gerannt.

*Papa weiß nicht, dass ich Höhenangst habe*, dachte Libby. Eine Panikwelle ergriff sie, und sie hatte das Gefühl, nach vorne zu fallen.

In diesem Augenblick drückte ihr Vater ihre Hand. Libbys Panik wich, und sie blickte über den zerklüfteten Fels hinaus. Ausgestreckt vor ihr lag der große Mississippi und sein breites Tal.

»Schau!«, sagte Papa. Bei seinen Worten vergaß Libby all ihre Angst.

Weit über dem silbernen Wasser, hinter den zehn Kilometer entfernten Hügeln, breitete sich rosarotes Licht über den Baumreihen aus. Ohne zu sprechen, beobachtete Libby, wie sich das Wasser rosa verfärbte. Über dem Fluss fingen die Wolken wie Wattebäusche das sich verändernde Licht auf.

In diesem Farbenmeer drehte sich Libby langsam, und die anderen mit ihr. Am nördlichen, am südlichen und sogar am westlichen Himmel spiegelten dünne Wolkenbänder das rosarote Licht wider. In ihrem ganzen Leben hatte Libby noch nie so etwas Herrliches wie diesen Sonnenaufgang gesehen.

»Die Sonne geht zu deinem vierzehnten Geburtstag auf«, sagte Papa leise. »Alles Gute zum Geburtstag, Libby!«

*Vierzehn!* Libby wollte singen, tanzen, rufen – der Welt verkünden: »Ich bin schon fast erwachsen!«

Dann kam ihr ein neuer Gedanke. *Ich war noch nie vierzehn. Wie wird es sein? Inwiefern wird sich dieses Jahr von all meinen anderen Lebensjahren unterscheiden?*

*Ich bin kein kleines Mädchen mehr.* Doch als sich Libby vorstellte, dass sie bald eine Frau sein würde, beschlich sie ein leises Angstgefühl.

Wenn sie daran dachte, wie Papa diesen Augenblick für sie geplant hatte, schnürte es Libby die Kehle zu. Libby blinzelte die Tränen weg und drückte seine Hand. »Danke, Papa.«

Ohne zu sprechen, stand sie mit den anderen da, während das orangefarbene Licht höher stieg. Als die Sonne zu grell wurde, um sie direkt anzuschauen, blickte Libby über die Straßen und Gebäude von Hannibal. Von dort, wo sie standen, sah die *Christina* wie ein kleines weißes Spielzeug aus, mit dem ein Kind in einer Pfütze hätte spielen können. Doch für Libby bedeutete die *Christina* Heimat.

Mit den Augen folgte Libby der Flusslinie. Als alle

zum Aufbruch bereit waren, hatte die Sonne einen Lichtpfad über das Wasser des Mississippi geworfen. Auf dem großen zerklüfteten Fels drehte sich Libby nochmals für einen letzten Rundblick und beobachtete, wie die Wellen weit unter ihnen sanft gegen das Ufer schlugen.

*Ich werde nie mehr vergessen, wie die Sonne an meinem vierzehnten Geburtstag aufgegangen ist, dachte sie. Und das Beste am Ganzen ist, dass ich die Leute, die ich am meisten liebe, um mich herum habe.*

Wieder am Fußende der Steilklippe angekommen, fuhren sie zu einer Baumgruppe, die Cave Hollow hieß. Als Caleb einen großen Picknickkorb vom Wagen hob, breitete Oma ein Tischtuch auf dem Gras aus und stellte das Essen bereit.

Nachdem sich alle um das Tuch gesetzt hatten, streckte Papa erneut seine Hand nach Libby aus. Alle miteinander fassten sich an den Händen, bis der Kreis geschlossen war.

Papa neigte den Kopf und begann zu beten: »Wir danken dir, Vater, dass du derjenige bist, der Libby erschaffen hat. Du bist derjenige, der ihr diesen besonderen Tag geschenkt hat. So, wie die Sonne an ihrem vierzehnten Geburtstag aufgegangen ist, bitten wir dich, dass du über Libby wachst. Sorge für sie, beschütze sie, schenk ihr deine Liebe. Und vor allem, Herr, hilf ihr, stark zu werden in dir.«

Als sich die Stille dahinzog, blickte Libby auf und bemerkte, dass Papa sie anblickte.

»Im Namen unseres Herrn segnen wir dich, Libby.« Seine Stimme war heiser vor Ergriffenheit. Als Libby sich im Kreis umsah, wurde sie bis zum Überströmen

von dem warmen Gefühl erfüllt, geliebt zu werden. *Papa. Caleb. Oma. Jordan. Und nun Peter. Meine »Gibnie-auf-Familie«, dachte Libby. Wir sind nicht immer einer Meinung, aber wir halten zusammen. Egal, was passiert – wir sind eine Familie.*

Dann, als Libby Peter anschaute, fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, auf seine Schiefertafel zu schreiben. Verstand er, was vor sich ging?

Als Peter sie angrinste, wusste es Libby. Obwohl er nicht jedes Wort mitbekommen hatte, verstand er, was sich abspielte.

Oma begann, das Essen auszuteilen: gekochte Eier, Scheiben von frischen Pfirsichen, goldene Birnen und die Zimtschnecken, die Libby so sehr mochte.

Beim Essen wurde Libby neugierig. Caleb war vierzehn, inzwischen beinahe fünfzehn, und Peter hatte Libby gesagt, dass er zehn war. Und Jordan?

»Wie alt bist du?«, fragte Libby ihn.

Jordan genoss das Essen so sehr, dass Libby dachte, er wollte einfach nicht aufhören zu essen, als er mit den Schultern zuckte.

»Fünfzehn?«, fragte Libby. »Sechzehn?«

Erneut zuckte Jordan mit den Schultern.

»Wann hast du Geburtstag?«

Diesmal blickte Jordan sie direkt an. »Ich hab keine Ahnung.«

Libby starrte ihn an. Wie konnte jemand nicht einmal seinen eigenen Geburtstag kennen?

»Mamma wusste nicht, an welchem Tag ich wurde geboren«, erklärte Jordan. »Und sie wusste nicht, wie sie

es konnte aufschreiben. Mamma sagte, der alte Meister hat es geschrieben in sein Buch.«

»Serena?«, fragte Libby nun noch neugieriger. »Weiß Serena, wann sie Geburtstag hat?«

Jordan schüttelte den Kopf.

»Zack?«

Erneutes Kopfschütteln.

»Die kleine Rose?«

Jordan grinste. »Rose wurde geboren, als die Rosen blühten.«

»Weißt du, in welcher Jahreszeit du geboren wurdest?«, fragte Libby.

»Mamma sagte, es vor der Erntezeit war. Bevor sich neigte der Mais und wir feierten.«

»Dann könnte es ein Tag im September sein?«, wollte Libby wissen. »Du entscheidest dich für einen Tag – und dann feiern wir.«

Doch Jordan schüttelte erneut den Kopf.

»Willst du deinen Geburtstag nicht feiern?«, fragte Libby.

Jordans Augen waren nun ernst und feierlich – dunkel und von starken Gefühlen geprägt. »Ich will feiern meinen Geburtstag an dem Tag, an dem ich weiß, dass mein Daddy ist frei.«

## Jordans Daddy

Libby aß sich satt und begann dann, ihre Geschenke auszupacken. Oma hatte ihr einen neuen Rock genäht. Von Papa kamen Zeichenstifte und Papier. Jordan gab ihr eine halb offene Venusmuschel – sauber, glänzend und wunderschön. Und von Peter erhielt Libby eine Zeichnung eines Sonnenaufgangs mit den Worten *Happy Birthday, Libby*.

Als es keine Geschenke mehr auszupacken gab, schaute Libby auf und bemerkte, dass Caleb sie beobachtete. »Ich habe später ein Geschenk für dich«, sagte er und machte Libby damit nur neugierig.

Auf dem Weg zur *Christina* zurück verriet Caleb ihr mehr. »Ich gebe dir mein Geschenk, wenn die Sonne an deinem vierzehnten Geburtstag untergeht.«

Die Sonne stand tief am Himmel, als Caleb Libby in der Nähe des Bugs der *Christina* sitzen fand. Auf dem Deck um sie herum waren andere Leute in Gespräche vertieft oder spielten Spiele.

»Dein Papa hat in Hannibal geschäftlich zu tun«, sagte Caleb. »Wir legen erst irgendwann in der Nacht ab.«

Caleb hielt eine Hand hinter dem Rücken. Als er auf einer Lattenkiste neben Libby Platz nahm, wusste sie, dass er etwas hinter seinem Rücken versteckt hatte, denn seine Hand kam leer hervor.

*Was ist es?*, fragte sie sich, wie schon den ganzen Tag. Sie konnte es kaum erwarten, es herauszufinden.

Für Libby bestand das halbe Vergnügen dieses Tages darin, sich zurückzuerinnern, was alles geschehen war. Sie erinnerte sich immer wieder gern und lebhaft an den Sonnenaufgang zu ihrem vierzehnten Geburtstag.

»Das war Illinois, was du gesehen hast«, erinnerte Caleb sie, als Libby die Sicht über den Fluss beschrieb.

Nur kurz sprachen sie darüber, was am nächsten Morgen geschehen sollte. »Was werdet ihr unternehmen, um Jordans Vater zu finden?«, fragte Libby.

Doch Caleb schüttelte den Kopf, da er nicht darüber sprechen wollte. »Verdirb dir nicht deinen Geburtstag.«

Die Sonne war hinter den Hügeln von Hannibal versunken, als Libby erneut das Wort ergriff.

»Caleb, ich habe Angst, wenn du zu jenem Gerichtsgebäude gehst. Ich habe Angst, dass dich jemand erkennt und dich anklagt, weil du Sklaven hilfst, und dass du ins Gefängnis geworfen wirst.«

»Pssst!«, mahnte Caleb. »Die Sonne geht unter. Ich habe gesagt, dass ich dir nun mein Geschenk gebe.« Halb verlegen griff Caleb hinter seinen Rücken und überreichte ihr ein Geschenk.

Als Libby das Päckchen entgegennahm, spürte sie, wie schwer es war. Dann, als das Geschenkpapier abfiel, verstand sie, warum Caleb nicht wollte, dass sie sein Geschenk vor den anderen öffnete. In der Mitte eines Stücks geschmiregelten Kiefernholzes hatte Caleb Buchstaben eingraviert. Mit roter Farbe aus Beeren, die am Flussufer wuchsen, hatte Caleb jeden Buchstaben eingefärbt:

DER HERR IST MEIN LICHT  
UND MEIN HEIL,  
VOR WEM SOLLTE ICH MICH FÜRCHTEN?  
PSALM 27,1

Libby hielt den Atem an. Noch nie hatte sie etwas gesehen, das so schön geschnitzt war. Doch es war nicht nur das. »Der Herr ist mein Licht«, sagte sie. »Er führt mich und zeigt mir den Weg. Aber er ist auch meine Rettung.«

Als wäre es erst vor wenigen Augenblicken passiert, dachte Libby an jenen Frühlingstag zurück, an dem sie beinahe umgekommen wäre. Jenes knappe Entkommen hatte ihr gezeigt, wie sehr sie Jesus brauchte.

»Es war ein Wunder, nicht wahr?«, fragte Libby, als sie an jene Zeit dachte. »Weißt du noch, wie wir Hilfe brauchten? Auf unserer gefährlichen Wanderung den Fluss entlang? Und wie ich über den kalten Bach gesprungen bin? Wie der Eisdamm gebrochen ist und ich beinahe ertrunken bin?«

Caleb nickte.

»Weißt du noch, worüber wir am Lagerfeuer sprachen? Ich habe Jesus gebeten, mir all meine Sünden zu vergeben. Er hat mir Seine Vergebung geschenkt. Ich habe Ihn gebeten, mich zu erretten, und Er hat mir Seinen Frieden geschenkt. Mein Leben hat sich seitdem verändert.«

Nun hatte Caleb ihr eine Verheißung geschenkt, die sie für sich wiederholen und an die sie sich erinnern konnte. Im letzten Sonnenlicht fuhr Libby jedem Buch-

staben mit dem Finger nach. Als sie schließlich aufschaute, bemerkte sie, dass Caleb sie beobachtete.

»Danke«, sagte Libby sanft. »Ich werde dein Geschenk wie einen Schatz aufbewahren. Wenn ich mich erinnern muss, was Jesus getan hat, denke ich an diese Worte.«

»Der Vers geht noch weiter«, erklärte Caleb ihr. »Der Herr ist meines Lebens Stärke, vor wem sollte ich erschrecken?«

Während er und Libby miteinander sprachen, wurde der Himmel dunkel. Auf dem Deck um sie herum sprachen die Leute nun immer weniger und verstummten schließlich.

»Weißt du«, sagte Caleb, »ich bin froh, dass du bei der ›Untergrundbahn‹ arbeiten willst.«

Seine Worte überraschten Libby. Als sie Caleb zum ersten Mal getroffen hatte, hatte er versucht, sie vom Mithelfen abzuhalten.

Weit über ihnen erschienen die Sterne und funkelten am Nachthimmel. Libby gähnte, streckte sich und erhob sich dann, um zu gehen.

»Das war ein perfekter Tag«, sagte sie. »Danke für alles.«

Als sie die Treppe auf der Vorderseite des Schiffes hinaufging, dachte Libby erneut an alles, was sie seit dem Augenblick, als Oma sie weckte, erlebt hatte. Libby wollte diese Zeit nie vergessen und als den wunderbarsten Tag ihres Lebens in Erinnerung behalten.

Auf dem Texasdeck ging sie zu ihrer Kajüte. Doch da hörte sie ganz in der Nähe ein Geräusch. Libby

blieb im Dunkeln stehen und horchte, dann ging sie auf das Geräusch zu. Es klang wie ein leises Hochziehen der Nase, als wollte jemand seine Gefühle verbergen.

*Was ist das? Weint da jemand?*

Am hinteren Ende der kistenartigen Konstruktion, die das Texasdeck genannt wurde, führte eine Treppe zur Kommandobrücke. Als Libby um die Ecke bog, bemerkte sie ein kleines Licht unter den Stufen.

*O-oh!, dachte Libby. Sehe ich da Feuer?*

Leise schlich sie sich näher heran. *Peter! Sitzt da im Dunkeln mit einer Kerze!*

Als Libby plötzlich vor ihm erschien, erschrak er. Mit vor Angst weit geöffneten Augen ließ er die Kerze beinahe fallen.

»Was tust du hier?«, fragte Libby, bevor ihr einfiel, dass er nicht hören konnte.

Peters Schiefertafel lag neben ihm auf dem Deck. Libby hob sie auf, hielt sie gegen den Mond und begann zu schreiben. »Du kannst keine Kerze haben. Es ist gegen die Regeln.«

Mit der Kerze in der Hand las Peter, was sie sagte. Wachstropfen fielen auf Libbys Worte. Das brachte sie erst recht aus der Fassung.

»Regeln?«, fragte Peter.

»Schiffsregeln«, schrieb Libby. »Wegen der Brandgefahr erlaubt Papa uns nicht, hier oben Kerzen oder Streichhölzer zu haben.«

Sobald Peter ihre Worte zu Ende gelesen hatte, streckte Libby die Hand aus. Doch Peter schüttelte den Kopf, als verstünde er nicht.

Libby nahm die Schiefertafel erneut zur Hand. »Gib mir deine Kerze und Streichhölzer. Du darfst sie nicht haben.«

Immer noch verwirrt dreinschauend sprang Peter auf.

Als ob sie die Worte wiederholte, tippte Libby auf die Schiefertafel. »Gib sie mir!«

Doch Peter wich zurück. Als Libby ihm folgte, blies er die Kerze aus und begann zu laufen. In der Dunkelheit stolperte er und fiel die zwei Treppenstufen zum Sturmdeck hinunter.

Voller Panik blieb Libby abrupt stehen. Die Reling, die das Sturmdeck umgab, war niedrig. *Was, wenn Peter herunterfällt?*

Gerade in diesem Augenblick kam Caleb die Treppe vom Kesseldeck herauf. Als Peter sich aufrappelte, rannte er in Caleb hinein.

»Hey! Was ist los?«, fragte Caleb.

»Halt ihn fest!«, rief Libby. Sie drehte sich auf dem Absatz um und stampfte über das Texasdeck zu Papas Kajüte.

Als sie die Tür öffnete, fand sie Papa in seinem großen Schaukelstuhl sitzen. Bei Libbys Anblick hörte er auf zu schaukeln.

»Dieser Junge, den du in unsere Familie gebracht hast, hat gerade einen perfekten Tag ruiniert!«, sprudelte Libby heraus.

»Was ist los?«, fragte Papa, als Caleb und Peter an der Tür erschienen.

»Ich wollte gerade mit Ihnen sprechen, als Peter in mich hineinrannte«, erklärte Caleb. »Aus irgendeinem

Grund trägt er eine Kerze in der Tasche. In ein wasserdichtes Tuch gewickelt.«

»Nun, das ist nicht so ernst.« Papa schaute Libby an.  
»Was stört dich wirklich?«

»Peter trägt auch Streichhölzer bei sich«, sagte Libby ärgerlich.

»Streichhölzer?«

»Und er benutzt sie.«

»Das *ist* ernst«, meinte Papa.

»Ich hab Peter unter der Treppe zur Kommando-  
brücke sitzen sehen. Er hielt eine angezündete Kerze.  
Als ich ihm sagte, dass du Streichhölzer und Kerzen  
nicht erlaubst, rannte er vor mir davon.«

Papa seufzte. Er stand auf und ging zu Peter hinüber.  
Er streckte die Hand aus und deutete auf einen Stuhl.  
Sie setzten sich alle um den Tisch.

Papa nahm die Schiefertafel und begann zu schreiben:  
»Peter, warum hast du eine Kerze angezündet?«

»Um im Dunkeln etwas zu sehen«, sagte Peter.

»Das ist ein guter Grund«, schrieb Papa. »Doch der  
Wind könnte die Flamme packen und einen Brand aus-  
lösen.«

Als Peter von einem zum anderen blickte, schrieb  
Papa erneut: »Verstehst du?«

»Ich verstehe, dass ich vorsichtig sein muss, um kei-  
nen Brand zu verursachen«, antwortete Peter.

»Gut«, sagte Papa und dachte daran, es auch zu  
schreiben. »Gib mir deine Kerze und deine Streich-  
hölzer.«

Langsam, als gäbe er seinen wertvollsten Besitz auf,  
nahm Peter die Kerze aus der Tasche.

»Und die Streichhölzer«, schrieb Papa.

Peter zögerte und schien nicht gehorchen zu wollen. Doch Papa wartete. Schließlich gab Peter ihm die Streichhölzer.

Beim Zuschauen war Libby stolz auf sich. *Ich habe etwas echt Ernstes gestoppt*, dachte sie. *Vielleicht habe ich sogar die »Christina« gerettet.*

Doch als Peter die Kajüte verließ, ging er mit gebeugtem Kopf.

*Etwas beschäftigt ihn mehr, als dass er erwischt wurde*, dachte Libby. Erst dann erinnerte sie sich daran, dass sie Peter weinend aufgefunden hatte. Libby seufzte. *Ich musste es Papa sagen. Aber vielleicht hätte ich es auf eine bessere Art tun können.*

\*\*\*

In jener Nacht erwachte Libby von dem Geräusch der stampfenden Maschinen und der Schaufelräder, die auf das Wasser schlugen, als die *Christina* flussabwärts fuhr. Am nächsten Morgen sprachen Papa und Caleb erneut darüber, ob Caleb in dem Bezirk, in dem Jordans Vater verkauft wurde, ins Gerichtsgebäude gehen sollte oder nicht. Als Libby mit ihnen auf dem Sturmdeck stand, fühlte sich das Sonnenlicht warm und heiter an. Doch Libby war bereits kalt vor Angst davor, was Caleb zustoßen könnte.

»Du weißt, dass es dich etwas kosten könnte, das zu tun«, warnte Papa ihn.

Caleb richtete sich auf. »Ich weiß, Sir.«

»Und du willst es trotzdem tun?«

»Ich will trotzdem hingehen.«

»Hast du darüber gebetet?«

»Ja, Sir. Seitdem Sie mir gesagt haben, dass es eine Möglichkeit gäbe, etwas über Jordans Vater herauszufinden. Als ich darüber gebetet habe, stieß ich auf einen Bibelvers, der so real war, dass er mich beinahe anzuspringen schien.«

Auf einmal war sich Libby sicher, dass sie wusste, welchen Vers Gott Caleb so vor Augen geführt hatte. Sie blickte auf und bemerkte, wie Caleb sie beobachtete. Während sie sich fragte, ob er wusste, was sie dachte, wurde ihr Gesicht warm vor Verlegenheit.

»Zieh deinen Sonntagsanzug an«, riet der Kapitän Caleb. »Betritt das Gerichtsgebäude selbstsicher und zielstrebig. Verhalte dich wie jemand, der das Recht hat zu fragen.«

Dann, nachdem Papa für ihn gebetet hatte, verschwand Caleb in seiner Kajüte.

Eine halbe Stunde später, als die *Christina* am Flussufer anlegte, schaute Libby vom Sturmdeck hinunter. Sobald die Anlegeplanke hinuntergelassen wurde, verließ Caleb das Schiff.

In seinem Anzug, seinem weißen Hemd und der Krawatte sah er beinahe zwei Jahre älter aus. Tief in ihrem Innern spürte Libby eine Freude darüber, dass sie Freunde sein konnten. Immer wenn Caleb sie an seinem Leben und an seiner Arbeit bei der »Untergrundbahn« Anteil nehmen ließ, war Libby stolz darauf, dass sie ihn kannte.

Doch nun war es Calebs Rolle in jenem geheimen Netzwerk, die Libby beunruhigte. Im Laufe der Jahre

waren Sklavenfänger im südöstlichen Teil von Iowa und in Teilen von Missouri langsam dahintergekommen, was Caleb tat. Wo auch immer sie ihn erkannten, beobachteten Sklavenfänger ihn scharf. Oft fragte sich Libby: *Was würde geschehen, wenn Caleb mit einem entlaufenen Sklaven erwischt werden würde? Würde er wie ein Erwachsener behandelt und ins Gefängnis geworfen werden?*

Hinter den Stapeln von Frachtgut am Flussufer angekommen, drehte Caleb sich um. Als er hochschaute, wusste Libby, dass er sie dort oben erwartete. Da machte sie Peters Gebärde: Als feuerte sie jemanden in einem Rennen an, schloss Libby die Fäuste. Sie hob die Hände und brachte sie zuerst nach vorne und dann nach unten. Als Caleb die Gebärde erwiderte, erwiderte Libby sein Grinsen.

*Er sieht aufgeregt aus, dachte Libby. In freudiger Aufregung, weil er etwas tun kann, um Jordans Familie zu helfen.* Manchmal hatte sie das Gefühl, dass Caleb bei Gefahr aufblühte, und vielleicht stimmte das sogar. In jenen Augenblicken, in denen rasche, schwierige Entscheidungen gefragt waren, schien er immer zur Höchstform aufzulaufen.

Stundenlang wartete Libby auf Caleb. Als es Nachmittag wurde, bemerkte sie, dass sich sogar Papa Sorgen machte. Schließlich ging Libby in ihre Kajüte hoch oben auf dem Texasdeck. Auf ihrem Pult stand das sorgfältig geschmirgelte Stück Kiefernholz, das Caleb ihr gegeben hatte. Als Libby es in die Hand nahm, klopfte Peter an der Tür.

»Was steht drauf?«, fragte er, als Libby das Holz so hielt, dass Peter die Buchstaben nicht lesen konnte.

Zuerst wollte Libby es ihm nicht zeigen. Dann dachte sie daran, wie sie Peter am letzten Abend behandelt hatte. Als sie das Stück Kiefernholz so drehte, dass er es sehen konnte, las er die Worte laut vor, als sei das einer seiner Lieblingsverse.

»Ich zeig dir die Gebärden für den ersten Teil«, bot er an, und Libby folgte ihm auf das Deck hinaus.

Daraufhin zeigte er ihr die Gebärden für die Wörter *Herr*, *mein* und *Licht* und wiederholte nach jeder Gebärde das Wort, das er gerade gebärdet hatte.

Die Gebärde für *Licht* erinnerte Libby an etwas: *Wie Sonnenstrahlen*, dachte sie, tief bewegt. *Wie die Sonne, die an meinem Geburtstag aufging.*

»Der Herr ist mein Licht«, sagte sie sanft. Peter schien ihre Lippen zu lesen, denn er nickte.

Er wiederholte alle Gebärden, und Libby schaute gut zu, bis sie sie selbst machen konnte. Dann schrieb sie auf ihre Tafel: »Peter, hast du gestern Abend geweint?«

Der Zehnjährige zog den Kopf ein, und sofort wusste Libby, dass er nicht darüber sprechen wollte. Vermisste er seine Eltern?

Als Peter sich entfernte, ging Libby in ihre Kajüte zurück. Sie fühlte sich unruhig, war sehr besorgt und konnte nur noch daran denken, was wohl mit Caleb geschehen war. Dann, als sie das Stück Kiefernholz mit den Worten, die er ihr gegeben hatte, hinstellte, schämte sie sich. *Ich habe die Verheißung schon vergessen. Ich habe schon vergessen, dass du es bist, Gott, der auf Caleb aufpasst.*

Schon mehrmals hatte Libby gesehen, dass Jordan beim Beten kniete. Auf einmal fand sie sich auf

den Knien neben ihrem Bett wieder, ihr Gesicht in der Steppdecke vergraben. Ihre Gebete begannen damit, dass sie Gott erzählte, wie sehr sie Angst hatte um Caleb. Doch langsam, allmählich schlich sich Friede in ihr Herz. Ein Gedanke wurde real – die Verheißung, dass der Herr ihr Licht und ihr Heil war.

Als Libby sich schließlich erhob, wusste sie, dass ihr Vertrauen in Gott wieder einmal getestet werden würde. Sie hatte keine Zweifel darüber, dass Angst wieder an ihre Herzenstür klopfen würde. Doch nun, in diesem Augenblick, hatte sich etwas in ihrem Leben verändert.

Während sich Libby die Haare büstete, schien die Sonne durchs Fenster. »Du, Herr, bist mein Licht und mein Heil«, flüsterte sie.

Als Caleb endlich auf die *Christina* zurückkehrte, bemerkte auch er die Veränderung in Libby.

»Danke, dass du für mich gebetet hast.« Das war das erste Mal, dass er so etwas zu ihr gesagt hatte.

Erneut versammelten sie sich um den Tisch in der Kapitänskajüte – Caleb, Jordan, Peter, Papa und Libby. Calebs Augen funkelten erfolgsbewusst, doch Libby bemerkte an seinem Gesichtsausdruck noch etwas anderes.

»Als ich nach Jordans Vater fragte, nannte mir der Mann im Gerichtsgebäude den Namen und die Adresse des neuen Besitzers von Micah Parker. Er sagte mir auch, dass der Besitzer ganz in der Nähe wohnt.«

Wie Papa vor einigen Tagen ging jetzt auch Caleb zu den Fenstern und suchte das Deck vor den Fenstern ab. Libby schrieb für Peter, während Caleb weitererzählte.

»Ich schöpfte Verdacht wegen des Verhaltens des Mannes im Gerichtsgebäude. Wenn ich eine Frage stellte, sprach ich leise. Wenn er antwortete, sprach er laut. Köpfe drehten sich nach uns um, und ein grobschlächtiger Mann drängte sich in unsere Nähe.

Ich verließ das Gebäude und wollte jemand anders nach dem Weg fragen. Doch der grob aussehende Mann folgte mir. Ich musste ihn abhängen, bevor ich weitere Schritte unternahm.

Eine Zeit lang versteckte ich mich zwischen zwei Lagerhallen. Von dort aus konnte ich den Mann sehen, wie er sich nach allen Seiten umblickte, als fragte er sich, wo ich hingegangen war. Bald darauf traf er einen Mann, den ich vorher noch nicht gesehen hatte.

Während sie sprachen, schlich ich mich davon und fragte nach dem Weg. Micah Parkers Meister besitzt einige wirklich gute Pferde, und Micah hat sich um sie gekümmert.«

Libby fiel die Veränderung in Calebs Geschichte auf. »Hat sich um sie gekümmert?«, fragte sie. »Jetzt nicht mehr?«

»Nö. Als ich den Stall beobachtete, sah ich einen acht- oder neunjährigen Jungen hineingehen. Er schien ein junger Sklave zu sein, der dort arbeitete. Ich schlich mich nahe heran und fragte ihn:

›Kennst du Micah Parker?‹

Der Junge sah ängstlich aus.

›Ich weiß gar nichts über ihn!‹, behauptete er.

›Gar nichts?‹, fragte ich. Ich wusste, dass der Junge log, weil er Angst hatte. ›Ich bin ein Freund von Micah Parker‹, sagte ich, doch er vertraute mir nicht. Er ent-

fernte sich immer weiter von mir, und ich wusste, dass er kurz davor war, davonzurennen.

Schließlich sagte ich: ›Micah Parkers Sohn Jordan ist mein Freund.‹

Sobald der Junge Jordans Namen hörte, schaute er sich um, um sicherzugehen, dass niemand ihn hören konnte. Dann flüsterte er: ›Micah hat mir immer gesagt, dass er seine Familie suchen gehen würde. Sag Jordan, dass sein Daddy gestern Nacht davongelaufen ist.‹

›Er ist entkommen?‹, flüsterte ich zurück.

›Klar! Ich hab die Hunde bellen hören.‹

Plötzlich unterbrach Jordan Calebs Geschichte. »Ich geh dahin! Ich geh zu Stalljungen und herausfinde, wo mein Daddy is' hingegangen!«

›Du kannst unter keinen Umständen dorthin gehen«, erwiderte Caleb. »Wenn die falsche Person dich sieht, ist dies das Ende deiner Freiheit!«

›Ich mich schon von niemandem blicken lass.‹

›Pssst!«, mahnte Caleb und fuhr fort. »Dann erzählte mir der Stalljunge: ›Ich hab gehört, wie die Hunde zum Fluss gingen. Als die Männer zurückkamen, waren sie stinksauer. Der Meister hat noch mehr Männer zusammengerufen – so viele hab ich noch nie gesehn. Sie suchten den Fluss rauf und runter alles ab, aber es gab kein Boot. Bei Sonnenaufgang kamen sie wieder zurück. Einer von ihnen sagte: ›Ich wette, dass Micah ertrunken ist.‹«

## Geheimnis im Fels

Ertrunken?« Kapitän Norstad blickte Jordan mit einem besorgten Stirnrunzeln an.

Doch Jordan überraschte sie alle mit einem Grinsen. »Mein Daddy nicht ertrunken is'. Keiner so gut schwimmen kann wie er. Wenn er war beim Fluss, er ihn hat überquert.«

»Du meinst, dein Daddy kann über den Mississippi schwimmen?«, fragte Libby. »Wieso hat er's dir dann nicht beigebracht?« Es war schon mehrmals ein Problem gewesen, dass Jordan nicht schwimmen konnte.

»Kein See oder Fluss oder Bächlein da, wo lebten wir«, antwortete Jordan. »Daddy mir immer gesagt hat: ›Jordan, sobald wir kommen in Nähe von Wasser, mach ich 'nen Schwimmer aus dir.‹ Aber wurde mein Daddy wegverkauft.«

»Dann konnte dein Vater vielleicht wirklich entkommen«, sagte Kapitän Norstad. »Hier in der Gegend gibt es viele Inseln auf dem Fluss. Er könnte von einer zur nächsten schwimmen.«

»Klar.« Jordan schien darüber keine Zweifel zu hegen. »Und was is' passiert dann?«, fragte er Caleb.

»Der Stalljunge sagte: ›Heute hab ich an dem Baum die Straße runter 'n Hämmern gehört.‹ Er zeigte auf eine große Eiche. ›Können Sie lesen?«, fragte er. ›Vielleicht verrät Ihnen jenes Papier, was Sie wissen müssen.‹

Ich wollte ihm am liebsten noch hundert Fragen stellen«, sagte Caleb. »Aber ich wusste, dass der Junge

ausgepeitscht werden würde, wenn man herausfände, dass er mit mir sprach. Also habe ich mich davongeschlichen. Das Fahndungsplakat war tatsächlich wegen Micah Parker. Auf ihn steht eine noch größere Belohnung als auf dich, Jordan!«

Erneut grinste Jordan. Anscheinend gefiel ihm die Geschichte, wie sein Vater entkommen war.

»Wir Parkers eben wertvoll sind. Keiner so viel versteht von Pferden wie mein Daddy.«

»Als ich zur *Christina* zurückkehrte, schaute ich mich die ganze Zeit um«, fuhr Caleb fort. »Auf dem Weg hierher habe ich mich mehrmals versteckt, um zu sehen, ob jemand an mir vorübergehen würde. Einmal bemerkte ich einen Mann aus meinem Blickfeld springen, und darum hab ich jeden mir bekannten Trick angewandt, um ihn loszuwerden.«

Caleb sah müde aus. Libby wusste nun, warum der Tag so lang geworden war.

»Ich war mir sicher, dass ich den Mann, der mir gefolgt war, abgeschüttelt hatte«, fuhr Caleb fort. »Also eilte ich an Bord der *Christina*. Doch als ich hinter etwas Frachtgut schlüpfte, blickte ich zurück und sah genau in diesem Augenblick jenen grobschlächtigen Mann, der im Gerichtsgebäude gewesen war.«

»Ist er dir den ganzen Weg gefolgt?« Kapitän Norstad war besorgt. »Zu dem Ort, an dem Jordans Vater gelebt hat, und zurück?«

»Vielleicht«, antwortete Caleb. »Vielleicht auch nicht. Der Mann, mit dem er gesprochen hatte, könnte mich erkannt haben. Falls er wusste, von welchem Schiff ich komme, sind wir in Schwierigkeiten.«

Kapitän Norstad stimmte zu. »Sie könnten denken, dass du etwas mit der Flucht von Jordans Vater zu tun hast, weil du gerade jetzt dort aufgetaucht bist – kurz nachdem er geflohen war.«

Der Kapitän erhob sich und verließ sie, um Befehle zu erteilen. Die *Christina* war bereits aufgeheizt, sodass sie jeden Augenblick losfahren konnte.

Libby ging auf das Sturmdeck hinaus, legte sich auf den Bauch und spähte durch die Reling. Innerhalb von wenigen Augenblicken nahmen Deckhelfer die Leinen auf und die *Christina* ließ ihr Pfeifsignal ertönen, das die bevorstehende Abfahrt ankündigte. Libby behielt das Hafengebiet im Auge und versuchte zu erkennen, ob irgendjemand die *Christina* beobachtet. Falls es tatsächlich Beobachter gab, hatten diese sich gut versteckt.

Kurz darauf stießen Caleb, Jordan und Peter zu Libby auf dem Deck. Als die *Christina* flussabwärts fuhr, kamen sie an jener Stelle vorbei, an der der Illinois River in den Mississippi floss und eine noch größere Wasserfläche bildete. Immer wenn Libby eine der vielen Inseln sah, die wie Punkte im Fluss verteilt waren, fragte sie sich: *Versteckt sich Jordans Vater wohl dort? Oder hat er es bis ans gegenüberliegende Ufer geschafft?*

Die Strömung des Flusses war stark. Falls Micah Parker den Fluss irgendwo in der Nähe überquert hatte, musste er ein sehr guter Schwimmer sein, selbst wenn er bei den Inseln eine Pause eingelegt hatte.

*Oder er war verzweifelt.* Als hätte sich ein kalter Luftzug in den heißen Juliwind eingeschlichen, fröstelte Libby.

»Sobald wir in Alton sind, beginne ich herumzufra-

gen«, versprach Caleb Jordan. »Wir werden herausfinden, ob dein Vater dort vorbeigekommen ist oder nicht. Und wir werden die Adresse überprüfen, die Serena gefunden hat. Vielleicht finden wir dann auch den Betrüger.«

»Aber wie wir können finden meinen Daddy?«, rätselte Jordan.

»Wenn wir eine Route der ›Untergrundbahn‹ benutzen, finden wir vielleicht jemanden, der ihn gesehen hat.«

Als Kapitän Norstad zurückkehrte, kniete er sich hinter ihnen aufs Deck und sprach mit leiser Stimme. »Caleb, du steuerst auf die gefährlichste Situation zu, in die du je gekommen bist. Wichtiger als jedes Geld ist Micah Parkers Leben. Falls er den Fluss überqueren konnte, wird er die ›Untergrundbahn‹ finden. So gefährlich das auch ist – es gibt etwas noch Schlimmeres.«

Kapitän Norstad wartete, bis alle ihn anschauten. »Wenn du dich nach Jordans Vater erkundigst und die falsche Person dich hört, gefährdest du Micahs Leben. Und Jordan könnte in die Sklaverei zurückgebracht werden.«

Der Kapitän blickte jeden Einzelnen an. »Vergesst nicht, dass Alton am Fluss entlang nur 37 Kilometer von dem Ort entfernt ist, von dem Jordan entkommen ist.«

Statt von Norden nach Süden floss der Fluss in diesem Abschnitt von Westen nach Osten. Hohe Kalksteinklippen erhoben sich steil auf dem zu Illinois gehörenden Ufer des Flusses. Als sich die *Christina* der

Stadt Alton näherte, betrachtete Libby den schroffen Abhang, die grauen Steinwände des Gefängnisses und die Lagerhäuser, die sich ans Ufer schmiegt. Nun, mit einem tieferen Verständnis dafür, was sie bedeuteten, fühlte sich Libby zu den Kirchtürmen hingezogen, die die anderen Gebäude überragten.

Bald darauf schob sich die *Christina* am großen flachen Felsen entlang, der eine natürliche Anlegestelle bildete. Es gab kein Frachtgut, das auf Papa wartete.

Wie gewöhnlich beschwerte er sich nicht darüber, doch Libby entging sein Gesichtsausdruck nicht. Ein anderes Dampfschiff war zweifellos kurz vor ihnen angekommen und hatte alles Frachtgut und alle Passagiere nach Saint Louis mitgenommen. Es kostete Geld, mit einem halb vollen Schiff unterwegs zu sein, und genau das passierte Papa auf dieser Fahrt.

*Am 15. August*, dachte Libby, nicht länger in der Lage, ihre Sorge beiseitezuschieben. *Heute ist Donnerstag, der 30. Juli. Die Frist für Papas Darlehen ist schon in 16 Tagen. Wenn wir nur das Geld finden könnten, das Papa und Jordan gestohlen worden ist.*

»Ich lasse euch nur ungern hier zurück«, sagte Papa, als er Libby darüber informierte, dass er weiter nach Saint Louis fahren musste, um Frachtgut und Passagiere aufzuladen. »Aber ich habe keine andere Wahl. Ich komme zurück, sobald ich kann.«

»Wir werden schnell genug einen ›Schaffner‹ der ›Untergrundbahn‹ finden«, versicherte Caleb ihm.

Papa grinste. »Ganz bestimmt. Wenn ihr die Stadt verlassen müsst, hinterlasst eine Nachricht für mich an der Eisenbahnstation.« Das Gebäude, in dem die Leute

auf die Züge nach Saint Louis und Chicago warteten, befand sich etwa fünf oder sechs Häuserblocks vom Fluss entfernt.

Dann wurde Papa ernst. »Libby, du bist für Peter verantwortlich, okay?«

Als sie nickte, fuhr Papa fort: »Ihr müsst mir alle etwas versprechen. Falls ihr den Betrüger findet, holt euch Hilfe von einem Erwachsenen – einem Polizisten oder Sheriff. Jemand in der Art.«

Wie Caleb, Jordan und Peter trug Libby einige Wechselkleider in einer Stofftasche auf dem Rücken. Als die anderen sich aufmachten, blieb Libby zurück, um sich allein von Papa zu verabschieden.

»Weißt du noch, wie du erwähnt hast, dass Peter im Sonnenlicht aufwächst?«, fragte sie ihn. »Es gibt etwas Dunkles in seinem Leben. Etwas, was ich nicht verstehe.«

»Vielleicht war es das, was ich mit dem Aufwachsen im Sonnenlicht sagen wollte«, meinte Papa. »Wenn wir Peter besser kennen, entdecken wir vielleicht ganz viele Geheimnisse – Dinge, die viel schwerer sind, als taub zu sein.«

Als Libby den Kai betrat, hatte sie ein Gefühl der Leere in der Magenröhre. Immer wenn Papa da war, schien das Leben sicher und von Liebe erfüllt – ganz egal, was geschah. Nun hasste es Libby, ihn weggehen zu sehen.

Sie drehte sich nochmals um und winkte ihrem Vater. Dann folgte sie den Jungen zum Flussufer. Wie immer, wenn Caleb seine Rolle bei der »Untergrundbahn« annahm, schlenderte er herum und sah so aus, als geschähe nichts Wichtiges. Doch Libby ließ sich

nicht täuschen. Vor nur vier Monaten war Jordan genau in diese Stadt entkommen und hatte hier den Weg auf die *Christina* gefunden.

Caleb hielt beim Weitergehen hier und da an. Als er und Jordan bei den großen Stapeln von Holz, das auf den Dampfschiffen als Treibstoff benutzt wurde, stehen blieben, verschwand Jordan auf einmal. *Wie hat er das nun fertiggebracht?*, fragte sich Libby.

Einen Augenblick blieb sie neben Caleb stehen. »Peter und ich gehen zum Bahnhof«, sagte sie, da sie wusste, dass Caleb ohne ihre Anwesenheit mehr Fragen stellen konnte.

Auf dem Weg zur Eisenbahnstation machten Libby und Peter zum ersten Mal Bekanntschaft mit den steilen Hügeln von Alton. Einmal musste Libby stehen bleiben, um Atem zu holen. Schon bald fühlte sie ein Ziehen in den Beinmuskeln. Als sie und Peter den Bahnhof schließlich erreichten, schmerzten Libbys Beinmuskeln bereits sehr.

Die Bahnhofsgebäude war aus großen meterdicken Kalksteinblöcken gebaut. Wie an den meisten Bahnhöfen jener Zeit gab es getrennte Warteräume für Männer und für Frauen und Kinder. Aber Peter fand einen kleineren Raum.

Ein Mann saß an einem Pult und benutzte einen Telegrafen. Als sein Finger in schneller Folge einen Hebel betätigte, nahm Libby kurze und lange Klickgeräusche wahr. Sie wusste, dass sie Morsezeichen hörte, eine Kommunikationsart mit Punkten und Strichen. Obwohl Peter das Klicken nicht hören konnte, hing sein Blick am Telegrafisten und an dessen Finger.

»Telegraf«, schrieb Libby auf die Schiefertafel des Jungen. Sie selbst hatte erst einige wenige Male einen Telegrafen gesehen.

»Ich weiß«, sagte Peter.

Schon mehrmals hatte Peter Libby mit seinem Wissen überrascht. Wo auch immer er hinging, beobachtete Peter die Leute und das, was sie taten.

Nach einer Weile wollte Libby gehen, doch Peter wollte bleiben. Als sie ihn zum dritten Mal am Ärmel zupfte, sagte er: »Samuel Morse hatte eine taube Frau.«

Libby starrte ihn an. »Bist du dir sicher?« Dann fiel ihr ein, wie bei einer Frage mit den Schultern zu zucken und die Augenbrauen zu heben.

Peter nahm eine von Libbys Händen und hielt sie mit der Handfläche nach oben. Mit zwei Fingern begann er in ihre Handfläche zu tippen.

»So haben sie kommuniziert?«, fragte Libby. »So hat er die Idee für die Morsezeichen bekommen?« Dann dachte sie daran zu schreiben.

Peter nickte und grinste dabei von einem Ohr zum anderen. Einen Augenblick später kehrte er dem Telegrafisten blitzartig den Rücken zu. Peter trat nahe an Libby heran und stellte sich zwischen sie und einen Mann, der den Raum betreten hatte. Als Libby etwas sagen wollte, legte Peter energisch einen Finger auf seine Lippen, wie um zu sagen: »Pssst!«

Ohne Libby eine Chance zum Sprechen zu geben, packte Peter sie am Arm. Immer noch mit dem Rücken zu dem Mann führte er Libby durch eine andere Tür in einen Warteraum. Von dort aus führte er Libby nach draußen und um einen Teil des Gebäudes herum.

Libby wurde immer ungehaltener. Zuerst wollte Peter nicht gehen. Nun schleppte er sie ohne irgendeinen ersichtlichen Grund davon. Doch als sie sich beschweren wollte, wurde Peters Griff an ihrem Arm noch fester. Erneut legte er den Finger auf seine Lippen.

Erst jetzt bemerkte Libby, was Peter tat. So, dass sie für alle im Gebäude außer Sichtweite waren, blickte Peter durch ein Fenster ins Telegrafenamt. »Gefahr!«, flüsterte er.

Libbys Herz schlug wie wild. Sie schrieb auf Peters Schiefertafel: »Der Betrüger?«

Sie lehnte sich vor und blickte über Peter hinweg in den Raum. Es bestand kein Zweifel darüber, dass der Mann genau auf die Beschreibung passte, die Peter ihr in Galena gegeben hatte. Libby betrachtete den Mann genau, als er mit dem Telegrafisten sprach. *Braune Haare. Blaue Augen. Breiter Rücken. Etwa 1,80 Meter groß.*

Peter hatte auch bezüglich einer weiteren Beobachtung recht. Der Mann schien durchaus wohlhabend zu sein. Libby kannte sich gut genug mit Kleidern aus, um abschätzen zu können, wie viel er dafür ausgegeben hatte. Doch er wusste nicht, wie man solche Kleider trug. Das teure Jackett passte ihm nicht, und die Krauwatte war verrutscht.

Genau in diesem Augenblick legte der Mann, den sie des Diebstahls verdächtigten, ein Blatt Papier auf das Pult neben dem Telegrafisten. *Ich wüsste zu gern, was auf dem Papier steht*, dachte Libby, als der Telegrafist zu tippen begann. Einen Augenblick hielt er inne und blickte den Mann an, als wollte er sich vergewissern, dass er die richtige Nachricht versandte.

Der vermeintliche Betrüger machte ein ungeduldiges Gesicht. Er zeigte auf das Papier.

Etwas an seinem Verhalten brachte Libby zum Nachdenken. *Er ist ungeduldig*, dachte Libby. Doch da war noch etwas anderes, was sie an etwas erinnerte.

Dann kam ihr plötzlich ein Wort in den Sinn. *Zorn. Wie sähe dieser Mann aus, wenn er wütend wäre?* Libby betrachtete sein Gesicht genau. Der Mann war glatt rasiert und trug einen Hut. Wie würde er aussehen, wenn sein Gesicht rot vor Wut wäre?

Libby sog hörbar die Luft ein. Jetzt wusste sie, wen sie vor sich hatte. Den Mann, der Papas Tresor ausgeraubt hatte! Der Mann, der Jordans Kirche und Papa bestohlen hatte, war ein und dieselbe Person. *Edward Dexter!*

Libby zog an Peters Arm und gebärdete dann Calebs Namen. Als Peter nicht mitgehen wollte, bestand Libby darauf, dass sie zusammenblieben. »Papa sagte mir, ich sollte auf dich aufpassen«, schrieb sie mit drei Ausrufezeichen dahinter. »Papa sagte, wir müssten bei einem Polizisten oder Sheriff oder so Hilfe holen.«

Im Laufschrift eilten Libby und Peter zum Fluss zurück, um Caleb zu suchen. Als sie schließlich den steilen Hügel wieder erklommen hatten, war Edward Dexter verschwunden.

»Es ist nicht deine Schuld, Libby«, beschwichtigte Caleb, als er die Enttäuschung in ihrem Gesicht sah. »Kein Betrüger wartet irgendwo darauf, dass du ihn fängst.«

»Aber ich bin mir sicher, dass er der Mann war, der Papa ausgeraubt hat. Und Peter denkt, dass er der Betrüger ist, der Jordan bestohlen hat.«

Diesen Mann so bald zu finden, war besser, als sie

sich erhofft hatten. Zudem war es hilfreich zu wissen, dass sie nur *einen* Mann suchten und nicht zwei.

»Vielleicht ist er unterwegs zu der Adresse, die Serena gefunden hat«, meinte Libby. »Wenn wir dort-hin gehen, finden wir ihn wieder.«

»Vielleicht.« Caleb sprach leiser. »Aber ich muss zu Jordan zurück. Wo er ist, ist es zu gefährlich für ihn. In einer Stunde oder so wird das Hafenviertel leer sein, es sei denn, ein anderes Dampfschiff legt an. Im richtigen Augenblick gehen wir durch einen Tunnel und suchen jemanden, der bei der ›Untergrundbahn‹ ist. Jordan braucht ein besseres Versteck als nur einen Holzstapel, den jedermann durchsuchen kann. Wenn ich sage: ›Lauft!‹, dann tut genau das, was ich tue.«

Als sie zum Flussufer zurückkehrten, warf die untergehende Sonne lange Schatten über den Fluss auf die Stadt. Libby blieb am Straßenrand stehen und nahm Peters Schiefertafel, um es ihm zu erklären. Doch Peter wollte keine Zeit mit Schreiben verlieren. Stattdessen brachte er Libby und Caleb die Gebärde für *Renn vor jemandem davon!* bei. Er hielt die linke Hand nach vorn und bewegte die rechte Hand mit einer schnellen nach oben und außen gerichteten Bewegung von der linken Hand weg.

Erneut machten sie sich unter Calebs Führung auf den Weg zum Kai. Ein Dampfschiff legte soeben ab, und Caleb ging langsam, als schaute er zu, wie es in der Strömung wendete. Während die Schatten länger wurden, gingen er, Libby und Peter auf und ab und verhielten sich so, als ob sie sich für alles, was am Fluss geschah, brennend interessierten.

In der Dämmerung nach dem Sonnenuntergang deutete Caleb mit dem Kopf auf eine steile Felswand am Rand des Hafengebiets. »Geht spazieren, Libby. Du und Peter.«

Zuerst fragte sie sich, warum Caleb Peter und sie wegschickte. Dann, als sie sich der steilen Felswand näherten, bemerkte sie einen Spalt, aus dem ein Bach über die Felswand rann.

Nicht weit von der Stelle entfernt, an der der Bach in den Fluss floss, erblickte Libby eine junge Kiefer und daneben einen kleinen Garten. Trotz des verblassenden Lichtes sah sie wunderschöne Malven, die vor der Felswand in die Höhe wuchsen.

Einerseits freute sich Libby, dass sich jemand Zeit genommen hatte, so nah bei einem geschäftigen Hafen und bei Eisenbahnlinien, die am Fluss entlangführten, Blumen zu pflanzen. Andererseits wurde sie neugierig. Sie drehte sich um und blickte dorthin zurück, wo Caleb sich an einen Holzstapel lehnte.

Genau in diesem Augenblick bemerkte Libby eine Bewegung – Jordan, der aufstand. Gemeinsam überquerten er und Caleb die Bahngleise und holten Libby und Peter bald ein.

Caleb ging weiter und eilte um die junge Kiefer herum. Dort öffnete er eine Tür in der Felswand. »Schnell«, flüsterte er.

Als Jordan an Caleb vorbei in die Dunkelheit schlüpfte, folgten Libby und Peter. Hinter ihnen hörte Libby, wie eine Tür geschlossen wurde, und dann, wie Peter erschrocken die Luft anhielt.

## Das verlassene Haus

Wo sind wir?« Libbys Stimme hallte von den Felswänden wider.

»Pssst!«, warnte Caleb. Dann hörte Libby ein kratzendes Geräusch und sah die Flamme einer Kerze aufleuchten. Doch es war Peter, der die Kerze hielt, nicht Caleb, wie Libby erwartet hatte.

Sobald er Libby in die Augen blickte, machte Peter ein schuldbewusstes Gesicht. Die Tasche auf seinem Rücken war immer noch offen, als hätte er die Kerze und Streichhölzer in dieser Tasche mitgetragen.

*Aha!*, dachte Libby. *Er hat also immer noch eine Kerze und Streichhölzer. Na warte, das sag ich Papa!*

Als läse er Libbys Gedanken an ihrem Gesicht ab, schoss Peters Kopf in die Höhe. »Ich bin nicht auf dem Schiff!«

*Das stimmt*, dachte Libby und wusste nicht, was sie tun sollte.

Caleb zündete bereits weitere Kerzen an. Ein kleines Regal neben der Tür enthielt einen Vorrat an Kerzen und Streichhölzern. Als Caleb Libby eine Kerze überreichte, hielt Libby sie hoch. Sie befanden sich in einem Tunnel, der mit Backsteinen gepflastert war. Eine steile Treppe führte nach oben und verschwand in der Dunkelheit.

»Geht weiter«, sagte Caleb immer noch flüsternd. »Auf halbem Weg findet ihr einen Brunnen.«

»Einen *Brunnen?*«, flüsterte Libby zurück. »Caleb, wie findest du bloß diese seltsamen Orte?«

Im flackernden Licht sah Libby sein Grinsen und spürte, wie erleichtert er war, dass Jordan an einem sichereren Ort war. »Ein Mann hat mir von diesem Tunnel erzählt«, erklärte Caleb. »Er hat mir auch gesagt, dass es einen ›Untergrundbahnhof‹ gibt, der *Rock House* heißt, ›Felsenhaus‹.«

Als Jordan die Treppenstufen hinaufging, hielt Peter sich am Geländer an der Wand neben den Stufen fest. Libby und Caleb folgten ihnen und stiegen die Stufen hinauf, bis der Tunnel breiter wurde. Auf einer Seite befand sich eine etwa ein Meter hohe runde Backsteinmauer, die einen Brunnen umgab. An einem starken Holzbalken über dem Brunnen hing ein Seil mit einem Eimer.

»Von einer Quelle gespeist«, sagte Caleb, als sie alle davon tranken. »Dieser Brunnen gehört zur Wasserversorgung der Stadt.«

Dann gingen sie weiter hinauf, mindestens zwei oder drei Häuserblocks. Mehrere Male machte Libby eine kurze Pause, um zu Atem zu kommen. Es schien ihr, als würden sie endlos so weiter hinaufsteigen. Dann dachte sie an den steilen Hügel, den sie vom Schiff aus gesehen hatte.

Peter hielt seine Kerze immer noch krampfhaft fest und klammerte sich ans Geländer, während sie weitergingen. Dort, wo es kein Geländer gab, hielt er sich an Libbys Ellbogen fest und folgte ihr dicht auf den Fersen.

*Hat er Angst vor der Dunkelheit?*, fragte sich Libby, als er beim Gehen schwankte. Es schien nicht zu Peter zu passen.

Schließlich kamen sie in einem Keller heraus. Auch

hier war ein kleines Regal in die Backsteinwand gebaut, das einen Kerzenvorrat enthielt.

»Was wir nun tun?«, fragte Jordan.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Caleb. »Ich dachte, jemand wäre hier, um uns zu treffen.«

»Denkst du, dieses Haus ist ein ›Untergrundbahnhof?«, fragte Libby. Auf dem Weg hatte sie mehrere Türen gesehen. Wahrscheinlich benutzten verschiedene Familien den Tunnel, um Wasser zu holen.

»Ich bin mir sicher, dass es ein Keller ist«, antwortete Caleb. »Aber ich weiß nicht, wer hier wohnt. Der Mann, der mir vom *Rock House* erzählt hat, sagte, dass es ein paar Kilometer über dem Fluss sei. Wir können unmöglich schon so weit gekommen sein.«

Genau in diesem Augenblick hörte Libby ein Geräusch. Es klang so, als ginge jemand auf der Decke über ihren Köpfen. Libby hielt ihre Kerze in die Höhe und erkannte die Balken eines Holzbodens.

»Was würde geschehen, wenn uns die falsche Person findet?«, flüsterte Libby. Es wurde ihr je länger, desto unheimlicher zumute. Im Kerzenlicht waren Peters Augen weit aufgerissen, als wäre er sich nicht sicher, ob ihm dieses Abenteuer gefiel.

»Ich mich langsam fühle wie eine Maus in der Falle«, sagte Jordan.

»Caleb, gibt es ein Zeichen, das du geben solltest?«, fragte Libby.

»Wenn ja, kenne ich es nicht.«

Doch Jordan ging nun auf Erkundungstour. Eine kurze Treppe – eine andere als die, die sie hochgestiegen waren – führte nach oben. Ganz oben befand sich eine

hölzerne Tür. Jordan blies seine Kerze aus und öffnete dann die Tür einen Spalt breit. Kalte Nachtluft strömte herein.

Während die anderen am Fuß der Treppe warteten, spähte Jordan nach draußen. »Wisst ihr was?«, flüsterte er, als er die Tür wieder schloss. »Ich jetzt auf die Straße geh und lass mich finden von einem ›Schaffner‹ von ›Untergrundbahn‹.«

»Schau verwirrt drein«, riet Caleb. »Daran erkenne ich immer jemanden, der Hilfe braucht.«

Jordan grinste. »Das wird nicht sein schwierig. Aber ich nur eine dunkle Ahnung hab, was könnte passieren.«

»Wenn ein ›Bahnschaffner‹ da ist, wird er dich ansprechen«, sagte Caleb, als wollte er hoffnungsvoll klingen. »Wenn ein Sklavenfänger da ist ...«

Caleb musste den Satz nicht beenden.

»Oh, Caleb, hör auf, so zu reden«, bat Libby. »Sich absichtlich hinstellen, um von einem Sklavenfänger gefunden zu werden?« Sie könnten sich in große Schwierigkeiten hineinreiten.

»Sollen wir davonrennen?«, fragte Peter.

Libby gebärdete zurück: »Ich weiß nicht.«

Doch Jordan wollte nicht warten, bis Libby sich entschieden hatte. Ohne ein weiteres Wort öffnete er die Tür, schlüpfte hinaus und schloss die Tür leise hinter sich.

Während Libby, Caleb und Peter warteten, knarrten die Bretter über ihnen erneut.

*Was würde geschehen, wenn die falsche Person in den Keller kommt?*, fragte sich Libby erneut.

Im flackernden Licht sprangen lange Schatten in die Höhe, die sie von allen Seiten zu umgeben schienen. Dann rannte eine Maus über den Boden und unter die unterste Treppenstufe. Libby schluckte und machte einen Schritt zurück.

»Hast du Angst, Libby?«, fragte Peter.

Libby schämte sich. Papa hatte ihr gesagt, dass sie für Peter verantwortlich war. Im Augenblick fühlte es sich eher so an, als kümmerte er sich um sie.

Dann öffnete sich die Tür nach draußen leise auf geölten Angeln.

»Kommt!«, flüsterte Jordan.

»Aaah!« Libby atmete erleichtert auf. Jordan musste einen Mann der »Untergrundbahn« gefunden haben. Doch als Libby nach draußen eilte, stand eine relativ kleine dunkelhäutige Frau da.

»Mach deine Kerze aus«, flüsterte sie. Libby gehorchte – sie war verlegen, dass sie nicht selbst daran gedacht hatte.

»Kommt mit!«

Schon bald verlor Libby jegliche Orientierung. Sie wusste nur, dass die Frau schnell ging und sie ohne Zeit zu verlieren in ein mit waagerechten Brettern verkleidetes Kirchengebäude brachte. Als sie die Tür hinter ihnen schloss, schob die Frau einen schweren Vorhang beiseite, um durch einen Spalt etwas Mondlicht hereinzulassen. Dann fragte sie: »Warum seid ihr hier?«

»Das sind meine Freunde«, erklärte Jordan rasch.  
»Ich meinen Daddy such.«

»Du denkst, er hat die »Untergrundbahn« genommen?«

»Wenn er so weit is' gekommen.« Jordan erklärte, was geschehen war. »Ich glaube, mein Daddy is' geschwommen über den Fluss. Ich will finden ihn – um ihm zu sagen, wo ist seine Familie.«

»Du hast genau die richtige Person getroffen.«

»Ist das Ihre Kirche?«, fragte Libby.

»Es ist die Kirche des Herrn«, antwortete die Frau.

»Wo sind wir?«, wollte Libby wissen.

»In der AME-Kirche von Alton. Afrikanisch-methodistisch-episkopal. Ich heiße Priscilla Baltimore.«

»Miss Priscilla«, fragte Jordan. »Können wir herausfinden irgendwie, ob mein Daddy überhaupt ist gekommen so weit?«

»Ich werde mich umhören«, antwortete die Frau. »Wenn ich nichts höre, hat er den Fluss vielleicht weiter oben überquert. Sag mir, von wo er aufgebrochen ist.«

Als Jordan die Geschichte beendet hatte, meinte Frau Priscilla: »Ich kann mich nicht mehr heute auf den Weg machen. Wenn ich mehr herausfinden muss, rudere ich morgen Abend über den Fluss.«

»Wollen Sie, dass ich mitkomme und Ihnen rudern helfe?«, fragte Caleb schnell.

»Danke, das ist sehr nett«, antwortete sie. »Aber wenn ich allein gehe, habe ich ein leeres Boot und kann entlaufene Sklaven, die ich vielleicht unterwegs antreffe, mitnehmen.«

Im Dunkeln wünschte sich Libby, sie könnte Calebs Gesichtsausdruck sehen. Offensichtlich war Priscilla Baltimore keine Frau, die daheimsaß und wartete, bis die flüchtigen Sklaven zu ihr kamen. Sie ging nach draußen und fand sie.

»Ich hole etwas zu essen, bevor ich euch weiterführe«, sagte sie.

Libby hatte gar nicht bemerkt, wie hungrig sie war, bis Miss Priscilla mit einem Topf Suppe zurückkam. Zu Libbys Erstaunen tischte sie die Suppe in dem schwachen Licht auf, das durch den Spalt gelangte, wo der Vorhang zur Seite gezogen worden war.

Als sie fertig gegessen hatten, wandte sich Priscilla Baltimore an Jordan. »Ich bringe dich zum *Rock House*. Dort bist du sicherer, bis ich etwas über deinen Daddy herausfinde.«

Als Miss Priscilla zu Libby, Caleb und Peter zurückkam, sagte sie ihnen: »Wir verstecken gerade viele Leute. Da euch niemand sucht, könnt ihr bei den Hunters übernachten. Sie haben eine Unterkunft, wo ihr essen und schlafen könnt.«

»Wir suchen einen Betrüger«, erklärte Caleb. »Wir haben eine Adresse, die uns weiterhelfen könnte, ihn zu finden. Können Sie uns sagen, wo es ist?«

Auf dem Weg zu Major Hunters Haus brachte Miss Priscilla sie zur Adresse auf dem Papierfetzen, den Serena gefunden hatte. Nun, mitten in der Nacht, sah das Haus verlassen aus, als lebte schon seit einiger Zeit niemand mehr darin. Libby und Caleb beschlossen, am nächsten Tag wiederzukommen.

Im Mondlicht führte Miss Priscilla sie durch die leeren Straßen. Schließlich blieb sie vor der Unterkunft stehen. Weit oben sahen sie, wie sich die Umrisse zweier Kamine – auf beiden Seiten des Daches ein Kamin – gegen den Nachthimmel abzeichneten.

Als Miss Priscilla in einem besonderen Rhythmus

klopfte, wurde die Tür leise geöffnet. Major Hunters Frau, Rebecca, stand im dunklen Hauseingang und bat sie herein. Obwohl Miss Priscilla nichts erwähnt hatte, war sich Libby sicher, dass Major Hunter und seine Frau eine führende Rolle bei der »Untergrundbahn« einnahmen.

In jener Nacht hatte Libby ein kleines Zimmer ganz für sich allein und sank in ein weiches Bett. Doch ihr letzter wacher Gedanke handelte von entlaufenen Sklaven, die die ganze Nacht zu Fuß gehen mussten und dann an irgendeinem mehr oder weniger geeigneten Ort schliefen. Wie viele von ihnen waren genau in diesem Augenblick frierend und hungrig auf dem Weg in die Freiheit? Wie viele flüchtige Sklaven schliefen nach Sonnenaufgang im Wald oder in einem nassen Sumpfgebiet voller Schlangen?

Am Morgen tischte Rebecca Hunter Libby, Caleb und Peter ein reichhaltiges Frühstück mit Eiern, Schinken und dicken Brotscheiben auf. Beim Essen hörte Libby das helle Geräusch eines Hammers, der auf einen Meißel traf.

»Was geht da vor sich?«, fragte sie.

Frau Hunter lächelte. »Unser Freund John Livingston hat einen Mann angefragt, um unsere Kamine zu überprüfen. Reverend Livingston hat früher die Druckerpresse betrieben für einen anderen Freund von uns, Elijah Lovejoy.«

»Herr Lovejoy war Ihr Freund?«, fragte Caleb, als konnte er das Gehörte kaum glauben.

Frau Hunter nickte mit einem Anflug von Traurigkeit in den Augen.

»Würden Sie mir mehr von ihm berichten?«, bat Caleb. Vor einiger Zeit hatte er Libby erzählt, dass Elijah Lovejoy in Alton von einer aufgebrachten Volksmenge umgebracht worden war und dass seine vierte Druckerpresse in den Fluss geworfen worden war.

»Elijah war ein Lehrer, Schriftsteller und Zeitungsredakteur«, begann Frau Hunter. »Ein presbyterianischer Pfarrer, ein Mann Gottes. Hast du das schon gewusst?«

Caleb nickte. »Elijah Lovejoy ist mein Vorbild.«

»Dann willst du wahrscheinlich wissen, was er gesagt und geschrieben hat. Ich habe einige Exemplare seiner berühmtesten Schriften. Möchtest du sie mitnehmen, wenn du gehst?«

Calebs Gesicht leuchtete, als könnte er ein solch großartiges Geschenk kaum fassen.

»Aber nun, da ihr hier seid, kann ich euch einige seiner Aussagen vortragen, an die ich mich erinnere.« Frau Hunter räusperte sich, damit sie die Worte möglichst wie Elijah Lovejoy wiedergeben konnte.

Dann begann sie: »Solange ich ein amerikanischer Bürger bin und solange amerikanisches Blut in diesen Adern fließt, nehme ich mir die Freiheit heraus, zu sagen, zu schreiben und zu veröffentlichen, was mir gefällt, über jedes Thema, das mir gefällt; und dafür bin ich vor dem Gesetz meines Landes verantwortlich.«

Einen Augenblick lang war Caleb still. Dann begann er laut zu denken und fasste Herrn Lovejoys Worte zusammen: »Er wollte das sagen, schreiben und veröffentlichen, von dem er glaubte, dass es gesagt werden musste? Das ist die Pressefreiheit. Aber

er wollte nicht einfach das sagen, wozu er gerade Lust hatte, auch wenn er damit andere verletzt hätte? Er wollte für das, was er schrieb, Verantwortung übernehmen?«

Frau Hunter nickte. »Er befolgte ein höheres Gesetz – Gottes Gesetz. Elijah glaubte, dass Gott uns lehrt, den Wert jedes einzelnen Menschen zu respektieren.«

»Er hat seine Meinung nicht geändert, als es hart auf hart kam?«, fragte Caleb.

Frau Hunter schüttelte den Kopf. »Er hat sich immer für das eingesetzt, was er für richtig hielt.«

Erneut war Caleb still. Schließlich fragte er: »Ist Elijah Lovejoy der erste Amerikaner, der für die Pressefreiheit gestorben ist?«

»Soviel ich weiß, ja«, antwortete Frau Hunter. »Doch Elijah Lovejoy ist nicht nur für die Pressefreiheit gestorben. Er ist für die Freiheit unserer farbigen Freunde gestorben. Ich kann mich an einen anderen seiner Aussprüche erinnern: ›Ich habe der Sklaverei ewigen Widerstand geschworen, und mit Gottes Segen werde ich mich nie davon abwenden.«

Frau Hunter erhob sich und bot ihnen mehr Essen an. »Weißt du, Caleb, du solltest mit Reverend Livingston sprechen. Er ist ein Pfarrer hier in Alton und ist als der ›Vater der farbigen Baptisten in Illinois‹ bekannt. Er stattet meinem Mann heute Nachmittag einen Besuch ab. Wenn du um drei Uhr hier bist, könntest du zuerst mit Reverend Livingston sprechen.«

»Wir gehen nun«, antwortete Caleb, als fiele ihm gerade ein, dass sie nach dem Betrüger suchen sollten. »Aber wir versuchen, rechtzeitig zurück zu sein.«

Kurz darauf erreichten Libby, Caleb und Peter das Haus an der Adresse, die Miss Priscilla ihnen gezeigt hatte. Das Gebäude befand sich ein wenig von den anderen Häusern entfernt am Hang eines steilen Hügels. Bei Tageslicht wirkte das Haus sogar noch verlassener.

Nachdem sie sich umgesehen hatten, fanden Libby und die Jungen ein Versteck hinter einigen Sträuchern. Von dort aus hatten sie eine gute Sicht auf das Haus und den Hügel, der zum Haus hinaufführte. Die drei ließen sich nieder, um nach dem Betrüger Ausschau zu halten.

Nach der ersten Stunde wurde Caleb unruhig. Nachdem eine zweite Stunde vergangen war, konnte er nicht länger still sitzen. Er stand auf und begann in der Gegend herumzustreifen.

»Hör auf, Caleb!«, warnte Libby. »Du wirst uns verraten.«

Als Caleb sich wieder hinsetzte, fing Peter an, ihnen das Fingeralphabet beizubringen. Dann sagte er: »Wir sollten unser eigenes Geheimzeichen für *Gefahr voraus* haben.« Daher zeigte Peter ihnen, wie man ein G, dann ein V anzeigte.

Peters viele Fähigkeiten weckten Libbys Neugier. »Wo hast du die Gebärdensprache gelernt?«, fragte sie auf Peters Schiefertafel.

»An der Schule für Taube, an der *Illinois Institution for the Education of the Deaf and Dumb*«, sagte er.

»In Jacksonville?«, schrieb Caleb.

Peter nickte. »Während der Schulzeit hab ich dort gewohnt. Dort hab ich gelernt, mit den Händen zu sprechen. All meine Freunde sind dort.«

Caleb lehnte sich vor. »Wir wollen auch deine Freunde sein«, schrieb er.

Ein Grinsen erhellte Peters Gesicht und reichte bis zu seinen Augen. »Ihr seid meine Freunde«, sagte er.

Es war nach zwei Uhr, als Caleb sein unruhiges Umherstreifen wieder aufnahm. »Wir haben den größten Teil des Tages damit vergeudet, einfach rumzusitzen!«

Libby war enttäuscht, aber sie musste ihm recht geben. Gleichzeitig fragte sie sich, was sie sonst hätten tun können. »Wir haben keine anderen Hinweise auf den Betrüger. Wo kann er nur sein?«

»Ihr denkt, ihr habt ihn am Bahnhof gesehen ...«, meinte Caleb.

»Wir *wissen*, dass wir ihn gesehen haben«, entgegnete Libby. »Peter ist sich sicher, dass es der Mann war, den er zur Pension gehen sah. Ich bin mir sicher, dass es der Betrüger war, der den Einwanderer auf der *Christina* betrügen wollte.«

Inzwischen war Caleb so ungeduldig, wie Libby ihn noch nie erlebt hatte. Er war es gewohnt, etwas zu tun, nicht herumzusitzen. »Ich will mit Reverend Livingston sprechen«, sagte er. »Wenn wir noch länger bleiben, verpassen wir ihn.«

Als Caleb Peter die Situation erklärte, sagte der Junge: »Ich bleibe hier und halte nach dem Betrüger Ausschau.«

»Allein?«, schrieb Libby. Sie war sich da nicht so sicher. Papa hatte ihr befohlen, auf Peter aufzupassen.

»Ich passe schon lange auf mich selber auf«, erwiderte Peter. »Ihr müsst mich nicht wie ein Baby behandeln.«

Libby spürte, wie ihr eine warme Verlegenheitsröte ins Gesicht stieg. Das hatte sie tatsächlich getan. Doch nun schrieb sie: »Versprichst du uns, dass du dich vor dem Betrüger versteckst, wenn er kommt?«

»Ich werde euch holen«, sagte Peter. »Wenn der Betrüger bis Sonnenuntergang nicht kommt, gehe ich direkt vor dem Dunkelwerden zu den Hunters.«

Nach dieser Vereinbarung brachen Caleb und Libby auf. Sie verstand, dass Peter allein sein wollte. Sie hatte ihn *tatsächlich* wie ein Kleinkind behandelt. Doch auf halbem Wege zu den Hunters begann Libby noch mal darüber nachzudenken.

»Caleb, haben wir das Richtige getan?«, fragte sie. »Dass wir Peter allein gelassen haben, meine ich?«

»Ach, Libby, benimm dich nicht wie eine alte Glucke! Du hast gehört, was Peter dir gesagt hat.« Erneut wurde Libby verlegen. Doch sie konnte ihr Unbehagen nicht abschütteln.

## Calebs Vorbild

**K**urz nachdem Libby und Caleb Major Hunters Unterkunft erreicht hatten, kam Reverend John Livingston. Als Libby seine freundlichen Gesichtszüge sah, wusste sie, dass dieser »Vater der farbigen Baptisten in Illinois« vertrauenswürdig war.

Daraufhin erklärte Caleb, was er wissen wollte. Reverend Livingston hörte aufmerksam zu und sagte dann: »Elijah Lovejoy war mein Freund. Manchmal konnte ich den Herrn beinahe sagen hören: ›John, ich gebe dir das Vorrecht, die Druckerpresse dieses Mannes zu betreiben. Ich gebe dir das Vorrecht, seine Worte zu drucken.«

Reverend Livingston führte sie in den Hinterhof zu einer Bank, auf der sie sich für das Gespräch hinsetzen konnten.

»Was ist Ihnen von Herrn Lovejoy in besonderer Erinnerung geblieben?«, fragte Caleb.

»Seine Persönlichkeit. Mein weißer Bruder ist gestorben, weil er sich um Leute wie mich gekümmert hat. Selbst heute, nach zwanzig Jahren, erinnere ich mich immer noch an einiges, was er geschrieben hat. Ich erinnere mich besonders daran, dass er gesagt hat: ›Der beste Platz, wo ein Mensch sterben kann, ist da, wo er für Menschen stirbt.«

Reverend Livingstons Augen waren feucht. »Elijah Lovejoy kannte Jesus, und Jesus ist für uns alle gestorben, die wir einmal Sklaven waren.«

Dann lehnte sich Reverend Livingston vor, um

Caleb direkt ins Gesicht zu blicken. »Frau Hunter hat mir gesagt, dass Elijah Lovejoy dein Vorbild ist. Und was bedeutet das praktisch für dich?«

Caleb starrte ihn fast erschrocken an.

Als er nicht sofort antwortete, wollte Libby sich einmischen und dem Pastor von Calebs Arbeit bei der »Untergrundbahn« erzählen. Doch Caleb wollte das anscheinend gar nicht erwähnen.

Die Stille zog sich dahin, und Libby dachte weiter. *Ich könnte Reverend Livingston sagen, wie tapfer Caleb ist.* Gerade noch rechtzeitig wurde ihr klar, dass das für Caleb unangenehm wäre.

Dann blickte Caleb dem Pfarrer in die Augen. Als wäre Libby nicht mehr da, sagte er: »Ich will ein Ehrenmann sein – das tun, was recht ist, auch wenn es niemand erfährt. Ich will das tun, wovon ich weiß, dass es richtig ist, auch wenn es dafür keine Belohnung gibt.«

»Ah!« Reverend Livingston lehnte sich lächelnd zurück, als hätte er eine bessere Antwort erhalten, als er sich hätte erhoffen können. »Dann werde ich jeden Tag für dich beten, Caleb.«

Als sie sich erhoben, um zu gehen, hatte Caleb noch eine letzte Frage: »Wissen Sie, wo Elijah Lovejoy begraben wurde?«

»Es gibt da jemand, der es wissen könnte.« Doch dann schüttelte Reverend Livingston den Kopf.

»Falls er es wirklich weiß, wird er es dir nicht verraten. Aber du könntest dich einmal mit dem Zeitungsjournalisten Thomas Dimmock unterhalten. Ich erkläre dir, wo er wohnt.«

Als Libby und Caleb sich aufmachten, sagte John

Livingston noch etwas: »Wenn ihr Jordans Daddy den Staat Illinois hinauffolgt, kommt ihr vielleicht nach Jacksonville oder Springfield. Wenn ihr je einen Zufluchtsort braucht ...« Der Pfarrer schaute Caleb an, doch Libby wusste, was er meinte.

\*\*\*

Bei der Adresse, die Reverend Livingston ihnen gegeben hatte, öffnete ein Mann mit einem vollen Schnurrbart und einem gepflegten Bart die Tür.

»Herr Dimmock?«, fragte Caleb. »Reverend Livingston hat uns Ihren Namen gegeben. Können Sie uns sagen, wo wir Elijah Lovejoys Grab finden?«

Als Herr Dimmock einen Blick ins Empfangszimmer zurückwarf, bemerkte Libby eine Gruppe Männer, die dort versammelt war. Herr Dimmock schloss die Tür hinter sich, blickte die Straße auf und ab und führte Libby und Caleb dann von den Empfangszimmer-Fenstern weg.

»Wer seid ihr?«, wollte Herr Dimmock wissen.

»Ein Schiffsjunge auf der *Christina*«, antwortete Caleb. »Das ist Libby Norstad. Ihr Papa ist der Kapitän.«

Herr Dimmock schenkte Libby ein warmes Lächeln. »Ich kenne deinen Vater. Er ist ein guter und gerechter Mann.«

Er wandte sich wieder an Caleb. »Warum möchtest du Elijah Lovejoys Grab sehen?«

»Er ist mein Vorbild«, sagte Caleb einfach.

»Warum ist er dein Vorbild?« Nun klang Herr Dimmock neugierig.

»Er war ein Zeitungsjournalist, ein Autor und Redakteur. Das will ich auch werden. Er stand für die Dinge ein, für die ich einstehen will.«

Als sie Caleb so sprechen hörte, fühlte Libby sich plötzlich unbehaglich. Sie konnte nicht anders, als ihn zu bewundern, doch tief innen hatte sie Angst. Wie konnte Caleb nur so etwas sagen? Es kostete etwas, für die richtigen Dinge einzustehen, und Herrn Lovejoy hatte es alles gekostet.

Nun war Calebs Gesicht leicht gerötet, als fände er es schwierig, so zu einem Fremden zu sprechen. Doch er blickte dem Mann direkt ins Gesicht. »Ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde, aber ich will für die Dinge einstehen, von denen ich überzeugt bin.«

»Aha«, antwortete Herr Dimmock und blickte Caleb dabei immer noch in die Augen. »Elijah Lovejoys Grab ist nicht bezeichnet. Ich glaube, es gibt nur einen Mann, der genau weiß, wo es sich befindet. Ich kann dir nur ungefähr sagen, wo es sein könnte. Ist dir klar, dass es nichts zu sehen gibt?«

Caleb nickte.

»Falls ich euch dorthin bringe, versprecht ihr mir eine Sache hoch und heilig?«

»Dass wir niemandem erzählen, wo Sie denken, dass das Grab sich befindet?«, antwortete Caleb.

Herr Dimmock nickte.

»Wir versprechen es«, sagte Caleb sofort.

Doch Herr Dimmock gab sich damit noch nicht zufrieden. »Du auch?«, fragte er Libby.

»Ich auch.« Libbys Stimme war ernst und feierlich.

»Ist euch klar, was passieren könnte, wenn ihr es

auch nur einer Person verraten würdet?« Erneut blickte Herr Dimmock ihnen prüfend ins Gesicht.

»Uns ist klar, dass jemand das Grab schänden könnte«, antwortete Caleb.

Schließlich nickte Herr Dimmock, als hätte er sich vergewissert, dass er ihnen vertrauen konnte.

»Als ich sieben Jahre alt war, wohnte ich gegenüber vom Friedhof. Ich wusste, dass Herr Lovejoy von einem Mob umgebracht worden war. Ich sah, wie seine Freunde zum Friedhof kamen.«

Erneut blickte sich Herr Dimmock um, als wollte er sichergehen, dass niemand sie hören konnte.

»Könnt ihr mich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang beim Friedhof treffen?«

Caleb bejahte und fügte rasch hinzu: »Noch etwas. Wir haben einen Freund, der ein entlaufener Sklave ist. Können wir ihn mitnehmen?«

»Ein entlaufener Sklave?« Ein leises Lächeln erhellte Herrn Dimmocks Gesicht. »Für diese Leute ist Herr Lovejoy gestorben. Ich denke, er würde sich freuen, wenn ein flüchtiger Sklave sein Grab besuchen würde.«

\*\*\*

Als sich die Sonne am westlichen Horizont neigte, gingen Libby und Caleb zum *Rock House*, wo Jordan sich versteckte.

»Ich hab heute gehört einige Leute über Miss Priscilla sprechen«, sagte Jordan, sobald er sie erblickte. »Habt ihr gewusst, dass sie rudert den Bischof der

AME-Kirche über den Fluss? Und sie Sklaven zu den Veranstaltungen der Kirche abholt.«

Jordan grinste. »Einmal ließen Sklavenbesitzer in Missouri sie über dreihundert Sklaven bringen nach Illinois, damit diese von Jesus hörten.«

Am Nachmittag war Priscilla Baltimore vorbeigekommen, um Jordan mehr Fragen über seinen Daddy zu stellen. Bei Sonnenuntergang würde sie den Mississippi überqueren und nach Micah Parker suchen.

»Miss Priscilla sagte, dass wir von hier sollten so weggehen, als gehörten wir zusammen«, sagte Jordan zu Caleb, als sie sich auf den Weg zum Friedhof machten. »Du solltest dich verhalten so, als würde ich gehören dir. Dann ich sicher bin.«

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang betraten die drei den Friedhof. Als sie langsam umhergingen, versuchte Jordan, die Grabsteine zu lesen. Caleb half ihm, die einfacheren Namen und Wörter auszusprechen.

Nach wenigen Minuten spazierte Herr Dimmock über die Straße und blieb bei einem Stein in der Nähe des Eingangs stehen. Bald ging er weiter.

Als er nah an Caleb vorüberging, sagte er leise: »Folgt mir.«

In kurzer Entfernung blieb Herr Dimmock stehen. Er drehte sich etwas und blickte dann in Richtung eines Weges, der vom Eingang des Friedhofs weiter nach hinten verlief. Grabsteine standen auf beiden Seiten des Weges.

Als Caleb und dann auch Libby und Jordan ebenfalls in dieselbe Richtung blickten, sagte Herr Dimmock

leise: »Ich glaube, das Grab ist irgendwo unter diesem Weg.«

Libby starrte auf den unbefestigten Weg, und Tränen stiegen ihr in die Augen. *Keine Bezeichnung, nicht einmal ein Kreuz.* Obwohl Herr Dimmock sie vorher gewarnt hatte, war sie aufgewühlt.

Dann ergriff er erneut das Wort. »Die Zeit wird kommen, in der wir Herrn Lovejoys Grab bezeichnen können. Doch erst gibt es Krieg – Bürgerkrieg. Ein Nachbar wird sich gegen den anderen erheben und ein Bruder gegen den anderen.«

*Krieg?* Libby graute schon nur vom Klang des Wortes.

Eine Weile standen sie alle still da. Dann, als Libby einen Blick zur Seite warf, sah sie Calebs Gesicht. Er musste sich anstrengen, um nicht zusammenzubrechen. Ein schmerzlicher Blick erfüllte seine Augen – der Blick eines Menschen, der um einen Helden trauerte, den er nie persönlich treffen konnte.

Als spürte Thomas Dimmock, was Caleb dachte, sprach er leise: »Eines Tages wird die Welt wissen, dass Elijah Lovejoy für die Freiheit der Sklaven gestorben ist. Eines Tages wird hier ein Denkmal stehen – ein Denkmal, das den ersten amerikanischen Märtyrer für die Pressefreiheit würdigt.«

Libby blinzelte ihre Tränen weg, und Jordan neigte den Kopf. Seine Lippen bewegten sich, aber es entwich ihnen kein Geräusch. Da wusste Libby, dass er betete.

Als er schließlich wieder aufblickte, richtete sich Jordan auf. Obwohl sein Blick immer noch auf einer Stelle auf dem Weg ruhte, leuchteten seine Augen vor Stolz.

Dann straffte Caleb die Schultern, als hätte er einen Entschluss gefasst. Schließlich sagte er: »Ein guter Weg führt irgendwohin.«

»Ja«, pflichtete Herr Dimmock ihm bei. »Ein guter Weg ist für uns alle hilfreich.«

»Ich will sichergehen, dass ich auf dem richtigen Weg bin«, meinte Caleb.

\*\*\*

In der zunehmenden Dunkelheit gingen Libby und Caleb mit Jordan zum *Rock House* zurück. Auf dem langen Rückweg zu Major Hunters Haus dachte Libby über alles nach, was sie gesehen und gehört hatte.

Ihre Suche nach gestohlenem Geld hatte all dies ausgelöst – die Suche nach dem Geld, das Papa und später Jordans Kirche weggenommen worden war. Doch nun konnte Libby nur noch denken: *Im Vergleich zu Elijah Lovejoys Leben scheint Geld nicht sehr wichtig zu sein.*

Als sie zur Unterkunft gelangten, begrüßte Frau Hunter sie an der Tür. »Ich habe das Abendessen für euch aufgehoben, da ich dachte, dass ihr später kommen würdet.«

»Peter?«, fiel Libby plötzlich ein. »Ist er hier?«

Als Frau Hunter verneinte, schlug Libbys Herz vor Angst wie wild. »Es ist dunkel, und Peter ist noch nicht zurückgekommen.« Libby wandte sich an Caleb: »Ich habe dir ja gesagt, wir sollten ihn nicht allein lassen.«

Inzwischen hatten sie eine Abkürzung entdeckt – einen direkteren Weg, um den Hügel zu überqueren und das »Haus des Betrügers«, wie sie es nann-

ten, zu erreichen. Als Caleb und Libby durch die Straßen eilten, wuchs Libbys Schrecken mit der wachsenden Dunkelheit.

»Papa hat mir gesagt, ich soll auf Peter aufpassen«, klagte sie. »Und das habe ich nicht getan.«

Caleb versuchte sie zu beruhigen. »Jetzt warte erst, bis du siehst, was mit Peter ist.«

Aber Libby wurde immer nervöser. »Was, wenn der Betrüger ihn gefunden hat und wusste, dass Peter ihn identifizieren konnte?«

Nicht einmal Caleb hatte darauf eine Antwort.

Als sie das Haus des Betrügers erreichten, schien sich nichts verändert zu haben. Die Fenster waren immer noch von Vorhängen bedeckt. Die Blumengärten waren von Unkraut überwachsen. Von innen leuchtete keine Kerze oder Lampe. Libby und Caleb gingen direkt zu ihrem vorigen Versteck. Peter war nirgendwo zu sehen. Als sie ums Haus herumgingen, fanden sie keine Spur von ihm. Wolken hatten den Himmel und jegliches Licht bedeckt.

»Ich kann gar nicht glauben, dass wir Peter das angetan haben«, jammerte Libby. »Ich kann gar nicht glauben, dass wir einfach weggegangen sind und ihn allein gelassen haben.«

»Er ist es gewohnt, allein zu sein. Er hat dir sogar gesagt, dass du ihn nicht wie ein Baby behandeln sollst.«

»Aber wo ist er?« Libbys Stimme versagte. »Ich habe Angst, Caleb. Echt Angst!« Panikerfüllt konnte Libby keinen klaren Gedanken darüber fassen, was als Nächstes zu tun war.

## Knappes Entkommen

**W**ährend seiner langjährigen Arbeit bei der »Untergrundbahn« hatte Caleb gelernt, seine Gefühle zu verbergen. Doch als er zum Rand des Hofes hinüberging, wo die bewaldeten Hügel von Alton begannen, sah er aufgebracht aus. Vor Calebs Füßen fiel der Boden steil ab.

Als Libby neben Caleb stand, sah sie einzelne Glühwürmchen aufleuchten. In dieser letzten Juli-Nacht blitzten die gelben Lichter hier und dort auf. Libby beobachtete die Glühwürmchen immer gern, doch nun war sie nicht in der richtigen Stimmung dazu.

Weiter entfernt leuchteten Lampen hinter Häuserfenstern. Dann fiel Libby ein anderes Licht auf der Straße unter ihnen auf. Das Licht bewegte sich hin und her, und Libby fragte sich erst, ob es sich auch um Glühwürmchen handelte. Schließlich stellte sie fest: *Nein, das Licht bewegt sich auf seltsame Weise, aber es verschwindet nicht. Jemand hält eine Kerze.*

»Caleb«, fragte Libby. »Siehst du das Licht dort unten? Es sieht so aus, als würde jemand herumtorkeln.« Eine bessere Erklärung kam ihr nicht in den Sinn, warum sich das Licht so hin und her bewegte.

»Wer auch immer das ist, er geht im Zickzack«, antwortete Caleb. »Wenn es ein Mann ist, der Peter Angst machen würde ...«

Dann beschloss Caleb: »Es ist niemand hier beim Haus. Schauen wir mal, ob Peter den Weg dort unten genommen hat, um zu den Huntors zurückzukommen.«

Mit schnellen Schritten eilten Libby und Caleb den steilen Hügel hinunter. Immer wenn sie das sich seltsam bewegende Licht aus den Augen verloren, begannen sie zu laufen.

Als sie langsam aufholten, bemerkte Libby, dass der Mensch, der die Kerze hielt, ziemlich klein sein musste. Dann zeichnete sich auf dem Hintergrund der dunklen Nacht der noch dunklere Umriss eines Menschen ab.

»Es ist Peter mit einer angezündeten Kerze!«, rief Libby aus. Obwohl sie erleichtert war, dass sie ihn gefunden hatten, war sie wütend. »Und wieder gehorcht er nicht.«

»Aber er ist nicht auf der *Christina*«, bemerkte Caleb. »Wir wollen ihn nicht erschrecken. Er kann uns nicht kommen hören. Wir sollten uns nicht aus dem Dunkeln auf ihn stürzen.«

Caleb rannte los und verließ die Straße, um Peter zu umrunden, und kam dort hervor, wo der Junge ihn sehen konnte. Bald nachdem Caleb und Peter aufeinandertrafen, holte Libby sie ein.

Caleb nahm die Schiefertafel und begann zu schreiben. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

Offensichtlich verwirrt schüttelte Peter den Kopf. »Ein Mann ist die Straße heraufgekommen«, sagte er. »Ich wartete, um zu sehen, ob es der Betrüger war. Als ich mich schließlich entfernen konnte, war es dunkel.«

»Ist mit dir alles in Ordnung?«, schrieb Caleb.

»Na, klar!«, erwiderte Peter. »Schau mich doch an!«

Caleb warf Libby einen fragenden Blick zu. Aber Peter löste das Rätsel für sie. Als er bemerkte, wie besorgt Libby war, hielt er seine Kerze hoch.

»Ich hatte Hirnfieber, als ich sieben war. Meine Eltern auch. Deshalb sind sie gestorben. Und deshalb bin ich taub.«

Peter sprach leise, als wollte er ihnen immer noch nicht sagen, was nicht in Ordnung war. »Im Dunkeln habe ich Probleme mit dem Gleichgewicht. Auch mit einer Kerze kann ich nicht gerade gehen.«

\*\*\*

Früh am nächsten Morgen saßen Libby, Caleb und Peter mit Frau Hunter beim Frühstück, als Priscilla Baltimore an der Tür erschien. Sie trat mit einem Wäschekorb auf dem Arm herein. Libby fragte sich, ob sie wirklich die Wäsche wusch oder ob dies nur der Tarnung ihrer Arbeit bei der »Untergrundbahn« diene. Dann begann sie, sorgfältig gebügelte Wäsche aus ihrem Korb zu nehmen.

Obwohl sie wahrscheinlich bereits Ende fünfzig war, bewegte sich Miss Priscilla mit der Energie einer jungen Frau. »Ich habe bereits mit Jordan gesprochen«, sagte sie. »Die Sklavenfänger sind sich nicht sicher, ob sein Vater ertrunken ist oder ob er es geschafft hat, über den Mississippi zu schwimmen. Sie durchsuchen jetzt diese Seite des Flusses.«

»Denken Sie, dass Micah Parker in Alton ist?«, fragte Caleb.

»Falls er hier ist, hat ihn keiner der mir bekannten ›Schaffner‹ gesehen.«

Caleb stöhnte.

»Aber ...« Miss Priscilla hielt die Hand hoch. »Es

gibt noch einen Ort nördlich von Alton, den ihr überprüfen könnt. Das *Monticello Seminary*, eine Mädchenschule in Godfrey. Einen solchen Ort könnte Jordans Daddy auch selber finden.«

Caleb erhob sich. »Gehen wir«, sagte er zu Libby und Peter. Dann wandte er sich an die beiden Frauen. »Wie sollen wir Jordan verstecken?«

»All unsere Wagen und Einspanner werden gebraucht«, antwortete Frau Hunter.

»Die Stadt ist voller Sklavenfänger«, fügte Miss Priscilla hinzu. »Es ist eine gefährliche Zeit für alle Farbigen, ob sie nun entlaufene Sklaven oder frei sind.«

»Jordan hat keinen Passierschein«, erklärte Caleb. »Und er besitzt keine Papiere, die bestätigen, dass er frei ist.«

»Die meisten Fänger wissen aber sowieso, dass solche Dokumente gefälscht sind«, meinte sie. »Ihr müsst Jordans Passierschein und seine Freheitspapiere sein. Geht auf der Straße so, als wäre es in Ordnung, dass Jordan mit euch geht.«

*Da ist es wieder*, dachte Libby. *Auch zu Jordan hatte Miss Priscilla schon dasselbe gesagt.* »Geh so, als gehörtest du Caleb.«

»Wie weit ist es bis zur Mädchenschule?«, erkundigte sich Caleb.

»Nehmt eine Postkutsche«, riet Miss Priscilla ihnen. »Darin ist Jordan besser versteckt.«

»Wann sollen wir gehen?«

»Wenn ihr wartet, bis morgens der erste Zug von Saint Louis einfährt, befinden sich viele Kutschen in der Nähe des Bahnhofs. Aber geht noch nicht jetzt. Sonst

verbringt ihr zu viel Zeit am Bahnhof, wo Jordan gesehen werden könnte.«

Als Miss Priscilla wieder ging, besprachen Libby und Caleb, was sie tun sollten. Peter erinnerte sie an etwas anderes: »Wir haben den Betrüger noch nicht gefunden.«

Mithilfe der wenigen Zeichen, die er von Peter gelernt hatte, und mithilfe der Schiefertafel sagte Caleb: »Libby und ich gehen zum Haus des Betrügers. Du gehst zum *Rock House*. Sag Jordan, dass wir euch dort abholen werden.«

\*\*\*

»Wir müssen den Betrüger am besten dann erwischen, wenn er gerade etwas Unrechtes tut«, sagte Caleb zu Libby auf dem Weg zum verlassenen Haus.

»Oder beweisen, dass er Papa und Jordan das Geld gestohlen hat?«, fragte Libby.

»Oder das.« Caleb klang, als wollte er sichergehen, dass sie alles zusammenfügen konnten. »Ich mag Peters Geheimzeichen für ›Gefahr voraus‹. Aber wir benötigen ein weiteres Zeichen – um zu wissen, wer da ist.«

»Ein geheimes Klopfzeichen meinst du?« Libbys Kehle fühlte sich trocken an. Warum hatte Caleb das Gefühl, dass sie so etwas benötigten?

»Wie wär's damit?« Caleb klopfte in drei regelmäßigen Schlägen an seine Faust. »Das heißt: *Ich bin's, Caleb*.«

»Und ich klopfte zurück?« Libby versuchte es mit einem anderen Muster. *Lang, kurz, lang*.

Als Caleb und Libby zum Haus des Betrügers kamen, wussten sie, dass sich in der Nacht etwas verändert hatte. Die Position eines Vorhangs hatte sich leicht verändert.

Hinter den Sträuchern kniend, warteten sie – jedoch nicht lange. Der Mann, den Libby als Edward Dexter kannte, trat heraus und verschloss die Vordertür. In beiden Händen trug er eine Stofftasche mit Griffen. Als er den Hügel hinunterging, folgten Libby und Caleb in sicherer Entfernung.

Nach der ganzen Warterei war Libby aufgeregt und ängstlich zugleich. »Was wäre, wenn wir beobachten, wie er etwas Unrechtes tut?«, flüsterte sie.

»Such einen Polizisten«, antwortete Caleb.

Auf dem Weg den Hügel hinunter hielten sie nach einem Polizisten Ausschau. Edward Dexter ging direkt auf den Fahrkartenschalter am Bahnhof zu. Möglichst ohne vom Betrüger gesehen zu werden, schlich sich Caleb nah an ihn heran.

Als er zu Libby zurückkehrte, schlüpfen sie hinter einen Güterwagen, um zu entscheiden, was zu tun war.

»Wo geht Dexter hin?«, fragte Libby.

»Nach Brighton. Das ist nördlich von Alton in Richtung Springfield. Dexter fährt mit dem ersten Zug am Morgen. Das heißt, mir bleiben nur zwei Stunden, um Jordan und Peter zu holen.« Caleb begann, Münzen aus der Tasche zu klauben. »Hast du Geld?«

»Nicht viel.« Libby nahm hervor, was sie hatte. Als sie die *Christina* verließ, wollte sie Papa wegen des Zahlungstermins des Darlehens am 15. August nicht um Geld bitten. *Heute ist Samstag, der 1. August*, dachte

Libby voller Schrecken. *Die Zahlung ist heute in zwei Wochen fällig.*

In der Nähe des Bahnhofs warteten mehrere Postkutschen-Fahrer auf Passagiere.

»Finde heraus, ob eine Kutsche zum *Monticello Seminary* fährt«, sagte Caleb.

»Fahren wir nicht nach Brighton?«

»Wir müssen uns entscheiden.« Doch Caleb hatte sich ganz schnell entschieden: »Wir suchen Jordans Vater in Godfrey und gehen danach nach Brighton.«

Caleb grinste, als wäre er froh, wieder etwas unternehmen zu können. »Ich muss mich beeilen. Während ich Jordan und Peter hole, kaufst du uns Fahrkarten.«

Auf einer Seite des Bahnhofs warteten drei Postkutschen-Fahrer. Als Libby einen fand, der bei der Mädchenschule vorbeifuhr, kaufte sie vier Fahrkarten. »Meine Freunde sind auf dem Weg hierher«, erklärte sie dem Fahrer.

Beim Warten kam Libby jede Minute wie Stunden vor. *Wie weit ist das »Rock House«?*, fragte sie sich. Sie schätzte die Entfernung etwa auf drei Kilometer vom Hafen. Aber in Alton hatte sie etwas gelernt. Die steilen Hügel hinaufzugehen, dauerte immer länger als erwartet. Libbys Beinmuskeln schmerzten allein schon beim Gedanken an die steilen Hänge.

Mit wachsender Unruhe beobachtete Libby alles um sie herum. Dann, aus der Ferne irgendwo flussabwärts von Alton, hörte Libby einen Zug pfeifen. Der lang gezogene und einsame Klang erinnerte Libby daran, wie sehr sie Papa vermisste. In jenem Augenblick fiel

ihr ein, dass sie versprochen hatten, ihm eine Nachricht zu hinterlassen.

Schnell betrat Libby das Bahnhofsgebäude und kritzelte eine Notiz, wohin sie gingen. Auch hier war der Betrüger nirgends zu sehen, doch Libby wusste, dass er im Warteraum für Männer sein konnte.

Kurz nachdem sie zur Kutsche zurückgekehrt war, hörte Libby ein näheres Pfeifsignal. Einige Minuten später kam die Lok in Sicht, und Libby hörte das metallene Geräusch von Waggons, die im Bahnhof hielten. Als Arbeiter damit begannen, Gepäck abzuladen, eilten Caleb, Jordan und Peter auf Libby zu.

Erleichtert gab sie Caleb die Fahrkarten für die Kutsche. Caleb öffnete die Kutschentür und schob Jordan auf einen Sitz. Doch der Fahrer hielt sie zurück.

»Farbige oben«, sagte er.

Caleb blickte ihn an. »Er reist mit mir.«

»Bist du sein Besitzer?«, fragte der Fahrer.

Caleb öffnete den Mund, brachte jedoch kein Wort heraus. Einen Augenblick lang stand er da, als suchte er eine Antwort, bei der er nicht lügen musste.

»Bist du sein Besitzer?«, fragte der Fahrer erneut.

Da er nicht lügen wollte, richtete sich Caleb gerade auf. »Nein, Sir. Ich glaube nicht, dass man Personen besitzen kann.«

Libby schluckte. Caleb war auf dem besten Weg, ein Riesentheater zu veranstalten.

»Dann muss dein Freund oben Platz nehmen.«

Ein wütendes Rot stieg Caleb ins Gesicht. Libby zupfte ihn warnend am Ärmel, damit er aufhörte. Doch plötzlich trat Jordan vor.

»Caleb, mir die Aussicht von oben gefällt.«

Schon kletterte Jordan hinauf. Rasch machte er es sich zwischen den Stofftaschen bequem und drehte sich so, dass man sein Gesicht vom Bahnhof aus nicht sehen konnte.

Caleb hatte keine andere Wahl, als Libby und Peter in die Kutsche zu folgen. Als sich die drei auf einen rot gepolsterten Sitz niederließen, platzte Caleb der Kra-gen. »Das wird sich eines Tages ändern!«

Libby stimmte ihm zu, doch vor Jordans raschem Entschluss, oben mitzufahren, hatte sie gesehen, wie Jordan sich umgeschaut hatte. Aus irgendeinem Grund wollte er schleunigst weg. Warum?

Da sie zwischen Peter und Caleb saß, lehnte sich Libby vor, um aus dem Fenster zu schauen. Dort auf dem Bahnsteig neben dem Bahnhofsgebäude stand der Mann, von dem Libby gehofft hatte, dass sie ihn nie wiedersehen würde: Jordans Besitzer, der Sklavenhändler Riggs!

Als ein großer Herr die Kutsche bestieg, flüsterte Libby Caleb ins Ohr: »Jordan wusste, dass wir hier verschwinden mussten.« Sie deutete mit dem Kopf zum Fenster.

Während der Herr sich Libby gegenüber hinsetzte, tastete sie nach Peters Schiefertafel. Als er sie herausnahm, schrieb Libby schnell und hielt die Schiefertafel so, dass nur Caleb und Peter auf sie schauen konnten: »RIGGS!«

Caleb stand auf und versuchte auf Peters Seite aus dem Fenster zu schauen. Schließlich zuckte er mit den Schultern, wie um zu fragen: »Wo?«

Erneut spähte Libby aus dem Fenster. »Er ist weg«, schrieb sie. »Vielleicht hat er eine Eisenbahn genommen.«

Caleb schüttelte den Kopf und sprach dann leise, statt zu schreiben. »Die Eisenbahn ist gerade aus Saint Louis gekommen«, erinnerte er Libby. »Es sei denn ...«

»Es sei denn, er hat nur etwas frische Luft geschnappt und ist dann wieder eingestiegen. Ist das der Zug nach Brighton?«, fragte Libby.

»Godfrey, dann Brighton, dann den Staat Illinois hinauf nach Springfield und Chicago.«

Mit großen Augen stieß Peter Libby an. »Was ist los?«

Schnell erklärte Libby schriftlich, dass Riggs der Mann war, von dem Jordan weggelaufen war. Immer noch schreibend fragte sie Caleb: »Denkst du, dass Riggs etwas weiß, was wir nicht wissen?«

»Ich frage mich, warum er gerade jetzt von Saint Louis gekommen ist.« Diesmal dachte Caleb daran zu schreiben, damit auch Peter informiert war.

»Vielleicht ist es nur Zufall«, warf Libby ein.

»Schön wär's.«

Libbys Magen zog sich vor Nervosität zusammen. »Du denkst, Riggs weiß, dass Jordan in der Gegend ist?«

»Weißt du noch, was Riggs sagte, als er ihn zum ersten Mal sah?«, schrieb Caleb. »Dass ihm kein Sklave je lebend entkommen ist. Vielleicht hegt Riggs einen besonderen Hass auf Jordan, weil er ihm trotzdem entkommen ist.«

»Oder er kennt Jordans Vater.« Libby zog an einer Haarsträhne und wickelte sie nervös um einen Finger.

»Vielleicht weiß Riggs, dass Micah Parker auch davon-  
gelaufen ist.«

»So oder so stecken wir in großen Schwierigkeiten«, meinte Caleb.

Genau in diesem Augenblick bestieg eine Frau mit zwei kleinen Kindern die Postkutsche. Als sie sich neben dem großen Herrn auf den Sitz drängten, dachte Libby: *Gut! Jetzt, da die Postkutsche voll ist, wird der Fahrer bestimmt bald losfahren.*

Erneut stieß Peter sie an. Libby musste sich immer noch daran gewöhnen, dass er all ihre Gefühlsregungen an ihrem Gesichtsausdruck ablas. Er gebärdete das Geheimzeichen für *Gefahr voraus* und den Buchstaben *J* wie Jordan, worauf er die Augenbrauen hob. Libby wusste, dass Peter etwas fragte.

Libby nickte.

Da hielt Peter seine Handflächen zusammen und hielt sie nach oben, als ob er betete. Trotz ihrer Angst lächelte Libby. Wo er das Beten gelernt hatte, wusste sie nicht, aber sie war froh, dass Peter wusste, wie es geht.

Als der Fahrer »Hü!« rief, stieß Libby einen erleichterten Seufzer aus. Doch sie musste sich immer wieder fragen, wo sie wieder auf Riggs treffen würden.

## Letzte Chance?

Auf dem Weg zum *Monticello Seminary* erzählte Caleb ihnen, warum Benjamin Godfrey die Mädchenschule gegründet hatte. »Eines Tages fiel ihm auf, wie viel seine Töchter von ihrer Mutter lernten. Er entschloss sich: ›Ich werde meine Mädchen ausbilden, weil Mütter die Herrscher der Welt lehren.«

Caleb grinste Libby an. »Siehst du nun? Dass du klug bist, ist wichtig!«

Libby schnitt eine Grimasse in seine Richtung. »Was, wenn der Betrüger Brighton verlässt, bevor wir dorthin gelangen?«

»Falls wir eine Eisenbahn nehmen müssen, hast du Geld?«, fragte Caleb.

»Du weißt, dass ich keins habe.«

»Herr Godfrey war der Geschäftsführer und Bauunternehmer für die *Alton Railroad*, also die Eisenbahngesellschaft von diesem Gebiet, der auch die Strecken von Alton nach Chicago und nach Saint Louis gehören. Ich werde ihn fragen, ob er uns Fahrkarten für sein Eisenbahnnetz besorgen kann.«

»Und er wird dir einfach so welche geben?« Libby schnippte mit dem Finger.

»Er war mit Elijah Lovejoy befreundet. Ich nehme an, dass Herr Godfrey möchte, dass Micah Parker frei ist.«

Als der Fahrer die Kutsche anhielt, stieg Libby ab und stand vor einem so hohen Gebäude, dass sie die Fenster zählte. Sechs Stockwerke hoch!

Nachdem die Kutsche in einer Staubwolke davongerattert war, ging Jordan kühn zum Eingang. Auf sein Klopfen an der großen Eichentür hin wurde sie von einer Frau einen Spaltbreit geöffnet. Doch sie zögerte, bevor sie sie eintreten ließ.

Jordan erklärte rasch: »Ich meinen Daddy such. Ich und Mamma und meine Schwestern und mein Bruder ihn müssen finden.«

»Weißt du, ob er hier entlangkam?«, fragte die Frau.

»Wir glauben, dass der geschwommen is' über Fluss, um zu entkommen den Sklavenfängern.« Jordan sprach schnell weiter, bevor die Frau die Tür wieder schließen konnte. »Ich und meine Freunde vergessen haben, zu fragen nach dem Passwort. Aber ich Priscilla Baltimore kenne.« Jordan zeigte auf die anderen. »Sie Major Hunter und seine Frau kennen.«

Caleb trat vor. »Frau Hunter hat mir gesagt, ich solle nach Benjamin Godfrey fragen.«

Nun war die Frau überzeugt und führte sie zur nahe gelegenen presbyterianischen Kirche. Statt unter den großen Säulen auf der Vorderseite des schönen weißen Gebäudes hindurch führte sie sie ums Gebäude herum zu einem versteckteren Eingang. Als Jordan und Peter darin verschwanden, gingen Caleb und Libby zu Herrn Godfreys Haus weiter.

Herr Godfrey hörte Caleb geduldig zu. »Ihr seid fünf, inklusive Jordans Vater?«, fragte er dann. »Es ist mir ein Vergnügen, euch Fahrkarten unserer Bahngesellschaft zu geben. Dann könnt ihr unsere Eisenbahnen benutzen, wann immer ihr sie braucht.«

In seinem Stuhl lehnte sich Herr Godfrey zurück

und rieb sein glatt rasiertes Kinn, wie um scharf nachzudenken. »Ihr sucht sowohl nach einem Betrüger als auch nach einem entlaufenen Sklaven? Das klingt, als ob ihr irgendwo auf dem Weg Hilfe gebrauchen könntet. Habt ihr den Detektiv Allan Pinkerton schon kennengelernt?«

Libby und Caleb hatten bisher nur von ihm gehört. Herr und Frau Pinkerton waren in dem kleinen Dorf Dundee, Illinois, zur »Untergrundbahn« gestoßen. Zu allen Tages- und Nachtstunden waren die Türen ihres Heims offen gewesen, um entlaufenen Sklaven zu helfen. Nachdem sie nach Chicago umgezogen waren, hatte Herr Pinkerton mit der *Pinkerton Detective Agency* begonnen.

»Haltet die Augen nach ihm offen«, riet Herr Godfrey ihnen. »Er hat einen irischen Akzent. Das hilft euch vielleicht, ihn zu finden. Er fährt in unseren Eisenbahnen mit, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen.«

Libby und Caleb kehrten zur Kirche zurück. Dort fanden sie eine Reihe entlaufener Sklaven, darunter einige mit Familien. Sie alle warteten, bis eine sichere Weiterreise möglich war. Jordan war damit beschäftigt gewesen, mit den Kirchenmitgliedern zu sprechen, die den flüchtigen Sklaven Lebensmittel und Kleider brachten.

»Niemand hat gesehen mein' Daddy«, bedauerte Jordan. »Aber ich weiß, wo ich kann suchen als Nächstes. In Brighton ein Mann lebt namens Dr. Thomas Brown. Sein Haus ist ›Hauptbahnhof‹ der ›Untergrundbahn‹ in der Stadt. Vielleicht wir Daddy finden – und auch den Betrüger.«

Sobald es dunkel war, kamen »Untergrundbahnschaffner« einzeln in den Raum. Die »Schaffner« führten flüchtige Sklaven von einem »Bahnhof«, einem sicheren Ort, zum nächsten. Hier und da nahmen sie auch eine größere Gruppe mit, um Familien beisammenzuhalten. Doch häufig führten sie nur ein paar flüchtige Sklaven auf einmal, weil das Risiko, entdeckt zu werden, so geringer war.

Als sich die Nachtstunden dahinzogen und niemand kam, um sie abzuholen, wollte Libby nicht mehr länger warten. »Können wir nicht einfach alleine los?«, fragte sie.

Doch Caleb schüttelte den Kopf. In Missouri und im Südwesten von Iowa war er zwar ein »Schaffner«, aber diese Gegend kannte er nicht. »Wenn nur du und ich und Peter dabei wären, könnten wir alleine gehen«, erklärte er. »Aber da Riggs in der Gegend ist, fürchte ich, dass Jordan etwas zustoßen könnte.«

Schließlich lehnte sich Libby müde an eine Wand und schlief ein. Sie träumte davon, dass sie wieder auf der *Christina* war. Der Dampfer war am Hafen vertäut und schaukelte sanft und beruhigend. Doch als Libby aufwachte, war sie verwirrt und wusste nicht, wo sie war.

Dann fiel ihr ein: *Es ist Sonntag.*

Bei diesem Gedanken vermisste sie Papa. Am Sonntagmorgen legte er oft bei einer Stadt an, damit die Passagiere und die Besatzung in die Kirche gehen konnten. Manchmal führte Papa auch an Bord der *Christina* Gottesdienste durch.

Nun wünschte sich Libby, sie könnte bei einem die-

ser Gottesdienste dabei sein. Es schien schwer zu glauben, dass eine Woche vergangen war, seitdem sie, Caleb und Peter Jordans Kirche besucht hatten.

Libby stand auf, streckte sich und versuchte, die Last abzuschütteln, die sie verspürte. *Wir kommen nicht gut voran*, dachte sie. *Wir können Jordans Vater nicht finden. Wir wissen nicht, wie wir den Betrüger fangen sollen.*

Je länger sie über Edward Dexter nachdachte, desto entmutigter fühlte sich Libby. *Die Zahlung muss in nur dreizehn Tagen erfolgen. Werden wir das Geld, das Papa gestohlen wurde, je finden? Und wie können wir bloß Jordans Namen reinwaschen?* Libby wusste, dass Jordan sich mit nichts weniger zufriedengeben würde, als zu beweisen, dass er vertrauenswürdig war.

Schließlich holte ein älterer Mann mit dichten weißen Haaren Jordan ab. Libby, Caleb und Peter folgten ihnen aus dem Raum. Der »Untergrundbahnschaffner« führte sie zu einer Treppe. »Verteilt euch in der Kirche, damit es nicht so offensichtlich ist, dass ihr Fremde seid«, flüsterte er, als sie die Treppe hinaufgingen. »Am Ende des Gottesdienstes treffen wir uns bei der Vordertür.«

Libby und Peter blieben beisammen, aber die anderen setzten sich jeweils weit voneinander entfernt hin. *Es ist Tag*, dachte Libby, als sie und Peter sich hinsetzten. *Wie wird dieser »Schaffner« Jordan schützen?*

Während der Ansagen schrieb Libby eine kurze Notiz auf Peters Schiefertafel. Als er von dem Plan erfuhr, gebärdete er: »Alles klar! Ja! Ja!«

Sobald die Gemeinde zu singen begann, fiel Libbys Müdigkeit von ihr ab. Mit jedem Lied, das sie san-

gen, fühlte sie sich besser, und sie war froh, dass sie alle Strophen sangen. Doch als der Pfarrer mit der Predigt begann, wünschte sich Libby, dass sie die Gebärdensprache besser könnte, um für Peter zu übersetzen. Dann, zu Libbys großem Erstaunen, sprach der Pfarrer über den Vers, den Caleb ihr gegeben hatte: »Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?«

»Was sagt der Pastor?«, flüsterte Peter.

In diesem Augenblick war Libby bis ins Innerste wohl. Bis jetzt konnte sie nur wenige Wörter gebärden, doch sie kannte diejenigen, die sie jetzt brauchte. Sie drehte sich zu Peter um, sodass er ihre Hände sehen konnte, und gebärdete: »Der Herr ist mein Licht.«

Peter fasste in seine Tasche und zog seine Kerze hervor. Grinsend hielt er sie hoch.

Libby lächelte zurück, aber sie hatte immer noch einige Fragezeichen. Hatte Peter mehr als einen Grund, warum er eine Kerze bei sich trug? erinnerte ihn die Flamme daran, dass Gott ihn liebte?

Als der Gottesdienst zu Ende war, trafen Libby und Peter auf Caleb, Jordan und den »Untergrundbahnschaffner«, die in der Menge bei der Tür warteten. Mit dem älteren »Schaffner« an der Spitze folgten sie den Gottesdienstbesuchern zum Ausgang und gaben dem Pastor die Hand.

Draußen führte sie der Mann zu seinem Pferdewagen mit zwei Sitzen. Leise sagte er zu Jordan: »Es gibt Sklavenfänger in der Gegend. Tu so, als ob du uns normalerweise fährst.«

So, als konnte er die Pferde gut, näherte Jordan sich

ihnen. Während er den Führstrick löste, sprach er leise mit ihnen und kletterte dann auf den Vordersitz. Der »Untergrundbahnschaffner« setzte sich neben Jordan, und Libby, Caleb und Peter nahmen hinter ihnen Platz.

Schon bald schlossen sie sich einer langen Kolonne von Einspännern und Bauernwagen an, mit denen die Gottesdienst-Teilnehmer zum Mittagessen nach Hause fahren. Libby blickte zurück und schaute die schöne weiße Kirche an, bis das Kreuz auf dem hohen Kirchturm aus ihrem Blickfeld verschwand.

Immer, wenn Jordan irgendwo abbiegen musste, raunte der weißhaarige »Schaffner« es ihm mit leiser Stimme zu. Allmählich waren weniger Einspänner und Wagen um sie herum. Als sie durch eine bewaldete Gegend fahren, gab der Mann ihnen Anweisungen. »Ich bringe euch zum *Hill House*, einem Gasthaus für Postkutschen in Brighton«, sagte er. »Dort gehen viele Leute ein und aus. Es fällt nicht sonderlich auf, wenn ihr dort hineingeht.«

Der »Schaffner« wandte sich an Libby und die Jungen auf dem Rücksitz. »Wenn Jordan die Pferde anhält, kommt ihr mit mir ins Gasthaus. Ich werde mich an einen Tisch setzen, und ihr könnt durch das Gasthaus gehen und dann durch die Hintertür hinausgehen, als wolltet ihr die Toilette benutzen. Der Bahnhof von Brighton ist etwa zwei Häuserblocks entfernt. Ich meine damit den Bahnhof der *echten* Bahn. Dort wäre ein guter Ort, an dem ihr euch alle treffen könntet.«

»Wo wohnt Dr. Brown?«, fragte Caleb.

»Drei Häuserblocks hinter dem Bahnhofsgebäude. Auf der seinem Haus gegenüberliegenden Straßen-

seite ist ein Wald. Ihr erkennt das richtige Haus daran, dass im Hinterhof eine Laterne auf einem Pfosten steht. Wenn ihr Schwierigkeiten habt, versteckt euch im Wald, bis jemand die Laterne anzündet. Das ist euer Signal, dass es ungefährlich ist, an der Tür zu klopfen.«

Als sie beim *Hill House* von der Kutsche abstiegen, bemerkte Libby, dass der »Schaffner« eine weise Entscheidung getroffen hatte. Am Vordereingang war so viel Betrieb, dass sich niemand um einige zusätzliche Leute zu kümmern schien.

Libby, Caleb und Peter folgten dem »Schaffner« die Stufen hinauf. Als sie einen großen Speisesaal betraten, ging Peter direkt hinter dem »Schaffner«. Plötzlich drehte sich Peter um. Mit dem Rücken zum Raum gebärdete er *Gefahr voraus!* und zeigte dann auf einen Tisch.

*O-ooh!*, dachte Libby, als sie in jene Richtung schaute. *Der Betrüger. Genau der, den wir finden wollten. Aber nicht jetzt, noch nicht. Wir müssen ihn beobachten, ohne dass er uns bemerkt.*

Libby wirbelte herum und stolperte beinahe in Caleb hinein. »Dexter!«, flüsterte sie.

Sie glaubte nicht, dass der Betrüger sie erkennen würde, aber was war mit Peter? Er hatte den Mann in Galena und dann in Alton gesehen. Und was wäre, wenn Dexter aus einem Fenster blickte und Jordan sah?

Lebhaft konnte sich Libby daran erinnern, wie Dexter seine geballte Faust hochgehalten hatte. »Das zahl ich Ihnen heim!«, hatte er Papa gedroht. Könnte er sich auch an ihm rächen wollen, indem er Jordan Schwierigkeiten bereitete?

»Was sollen wir tun?«, fragte Libby Caleb.

»Folgt mir!«, flüsterte er und führte Libby und Peter wieder durch die Vordertür hinaus.

Draußen schlich Caleb hinter eine Kutsche, die gerade angekommen war. Immer darauf bedacht, außer Sichtweite des Gasthauses zu bleiben, folgten Libby und Peter Caleb um das Gebäude herum. An der Rückseite des Gebäudes erblickten sie Jordan in der Nähe des Stalles.

Als er in ihre Richtung schaute, gebärdete Peter *Gefahr voraus!*, woraufhin Jordan im Stall verschwand. Mit dem Gesicht von den Gasthaus-Fenstern abgewandt, überquerten Libby, Caleb und Peter den Hinterhof.

Als sich Caleb sicher war, dass sie aus dem Blickfeld des Betrügers waren, schlug er eine raschere Gangart ein. Auf dem ganzen Weg zum Bahnhof gingen sie schnell, versuchten aber so auszusehen, als wären sie nicht in Eile.

Sobald Jordan sie einholte, machten sie sich auf den Weg zu Dr. Browns Haus. Dann blieb Caleb plötzlich mitten auf der Straße stehen. »Jordan, ist das dein Magen, den ich knurren höre?«

Jordan blieb neben ihm stehen. »Mein Magen wie ein Jagdhund knurrt. Ich das Gefühl hab, dass ich nicht gefüttert worden bin seit Tagen.«

Allein schon beim Gedanken an Essen fühlte sich Libby wie verhungert. »Vielleicht gibt uns Dr. Brown etwas zu essen.«

Etwa drei Häuserblocks vom Bahnhofsgebäude entfernt sah Libby ein Backsteinhaus mit einem angebauten Schuppen auf der Rückseite.

»Das muss es sein!«, rief Libby aus. »Wenn Dr. Brown einer der Leiter der ›Untergrundbahn‹ ist, wird er wissen, was wir als Nächstes tun sollen.«

Auf der Straßenseite, die dem Haus gegenüberlag, befand sich ein dichter Wald. Caleb ging auf die Bäume zu, und die anderen folgten. Auf halbem Weg hörte Libby das Geräusch von Pferden, die auf der Straße trabten.

Augenblicklich rannten Libby und die Jungen auf den Wald zu. Sie hatten die Baumreihe kaum erreicht, als schon ein Einspanner, wie ihn Ärzte normalerweise benutzten, in Sicht kam. Als Libby zu Füßen des Fahrers einen Arztkoffer bemerkte, war sie sich sicher, dass dies Dr. Brown war. Neben ihm saß eine Frau in einem langen schwarzen Kleid, mit weißen Handschuhen und einem Hut.

Dr. Brown hielt auf der Straße vor seinem Haus an. Schnell stieg er vom Wagen und ging zur Frau auf der anderen Seite des Einspanners hinüber. Als er ihr seine Hand hinstreckte, stand sie auf.

*Sie ist groß für eine Frau, dachte Libby beim Zuschauen. Und sie geht unbeholfen mit ihrem Rock um.*

Ein Schleier bedeckte ihr Gesicht, weshalb sie nicht so gut sah. Sie hatte Schwierigkeiten auf der Stufe nach unten.

Auf dem Boden angekommen, ging die Frau mit dem Doktor an ihrer Seite auf das Haus zu. Caleb und Jordan ließen Libby und Peter im Wald zurück und eilten zum Haus. Sie hatten gerade die Straße überquert und den Rasen vor dem Haus erreicht, als Libby das Klopfen von Hufen hörte. Die Frau hatte das galoppie-

rende Pferd offensichtlich ebenfalls gehört und drehte sich um.

Aus der Richtung, aus welcher der Doktor gekommen war, näherte sich eine Staubwolke auf der Straße. Innerhalb von Sekunden war ein Reiter herbeigaloppiert. Zwei weitere Reiter folgten ihm in kurzer Entfernung.

Einen Augenblick lang blieb Jordan wie angewurzelt stehen. Als vergäße sie, wo sie war, starrte die Frau ihn an. Dann ergriff Caleb Jordans Arm, und die Jungen rannten in den Wald zurück.

Erneut eilten Dr. Brown und die Frau zur Vordertür des Hauses. Doch bevor sie sie erreichten, hielt der vorderste Reiter sein Pferd an. Als Libby sein Gesicht sah, wusste sie, dass ihre schlimmsten Befürchtungen eingetroffen waren. *Der Sklavenhändler Riggs war hier!*

Dann gab der Mann seinem Pferd die Sporen und ritt genau auf Jordan zu. »Ich hab dir ja gesagt, dass du mir nie entkommen würdest!«, schrie Riggs ihn an. »Nun hab ich dich, Junge!«

Mit schreckerfüllten Augen blickte Jordan auf. In jenem Augenblick schrie eine Männerstimme: »Lauf, Jordan! Lauf!«

## Die Hitze des Feuerofens

Überrascht drehte Riggs sein Pferd zum Haus. Einen Augenblick lang blickte er verwirrt. Nur ein Arzt und eine Frau standen vor ihm – eine Frau in einem langen schwarzen Kleid und mit einem Hut. Doch hinter dem Schleier hatte eine Männerstimme gesprochen.

Auf einmal erwachte Jordan aus seiner Lähmung und raste erneut auf den Wald zu. Als Riggs ihn verfolgen wollte, schrie die Frau erneut auf und ließ ein lautes, tiefes Brüllen ertönen.

Erneut drehte Riggs sein Pferd scharf herum und starrte die Frau an. In jenem Augenblick begann sie zu rennen, weg von Jordan. Neben dem Haus stolperte sie. Als sie ihren langen Rock aufnahm, kamen darunter Männerhosen zum Vorschein.

Wieder gab Riggs seinem Pferd die Sporen, diesmal um den als Frau verkleideten Mann zu verfolgen. Plötzlich blieb Jordan stehen, als wäre er unsicher, was er tun sollte.

»Geh, Jordan!«, befahl der Mann erneut, und Jordan ging. Einen Augenblick später verschwand er im Wald.

Da verfielen auch der zweite und der dritte Reiter in einen Galopp. Der Mann im Kleid floh über den Hof, von den Sklavenfängern verfolgt. Als sie ihn erreicht hatten, sprangen die Fänger von ihren Pferden.

Einer der Fänger brachte den fliehenden Mann zu Fall. Der andere stieß ihm das Gesicht zu Boden. Als der Hut mitsamt dem Schleier abfiel, sah Libby die kurzen schwarzen Haare eines Mannes.

*Ist das Jordans Vater, Micah Parker?*, fragte sich Libby. Wer sonst hätte Jordans Namen gekannt? Während der eine Sklavenfänger dem Mann den Arm auf dem Rücken verdrehte, legte der andere seine Knöchel in Fußschellen. Jordans Vater lag immer noch auf dem Boden, als Riggs neben ihn hinritt.

Riggs blickte auf den entlaufenen Sklaven hinunter und sagte mit hämischer Freude: »Ich habe deinen Jungen gesucht und dich gefunden – einen noch größeren Wert!«

Sogar von ihrem Versteck aus konnte Libby Dr. Browns Stöhnen hören. Als fiel er ihm plötzlich wieder ein, drehte Riggs sein Pferd in seine Richtung.

»Ha! Das wird Sie lehren, entlaufenen Sklaven zu helfen!«

Doch Dr. Brown schien gar nicht zuzuhören. Als die Sklavenfänger Jordans Vater auf die Füße rissen, rief der Arzt: »Hören Sie auf!«

Aber Riggs lachte nur. »Ich werde ihn auspeitschen, bis er gehorcht. Dann werde ich viel Geld für ihn einstreichen!«

Die Sklavenfänger zerrten Jordans Vater an den Armen und warfen ihn mit dem Gesicht nach unten über ein Pferd.

»Lassen Sie ihn laufen!«, befahl Dr. Brown. »Sie werden den Mann noch umbringen!«

Doch Riggs überragte den Arzt. »Warten Sie nur!«, drohte er. »Ich hole den Magistrat und komme zurück, um Sie verhaften zu lassen!«

Dann wendete Riggs sein Pferd und ritt davon. Die zwei Sklavenfänger folgten ihm, wobei einer von

ihnen das Pferd führte, auf das sie Micah Parker gelegt hatten.

Während Dr. Brown ihnen nachblickte, begann er zu zittern. Sobald Riggs und die Fänger außer Sichtweite waren, eilte ein Mädchen aus dem Haus. Das Mädchen war ein wenig jünger als Libby und hatte die Haare zu zwei langen Zöpfen geflochten.

»Kommt, wir sprechen mit Dr. Brown, bevor er hingeht«, sagte Caleb.

Libby und Peter folgten ihm aus dem Wald. Als sie über die Straße gingen, sprach das Mädchen.

»Komm, Papa«, sagte es. »Jetzt sind sie erst mal weg.«

Sie nahm ihren Vater am Arm und führte ihn zur Vordertür. Gerade bevor sie die Treppen erreichten, schaute der Arzt zurück und erblickte Libby, Caleb und Peter.

»Wer seid ihr?«, fragte der Arzt.

»Jordans Freunde«, erklärte Caleb ihm.

Der Arzt winkte sie heran. »Kommt herein.« Er wartete an der Tür, dass sie eintraten, und sagte dann: »Das ist meine Tochter Frances.«

Drinne schien der Arzt neue Kraft zu schöpfen. »Hol Hilfe«, sagte er zu Frances.

»Die Männer, die einen flüchtigen Sklaven retten würden, sind nicht hier«, erwiderte sie. »Sie haben die Stadt verlassen, gerade bevor du gekommen bist.«

Als könnte er es nicht glauben, ließ sich der Arzt auf einen Stuhl fallen. »Sie sind wirklich weg?«

Seine Tochter nickte. »Ich weiß nicht, was passiert ist, aber ich habe sie zusammen davonreiten sehen.«

Das Gesicht in den Händen vergraben, begann der Arzt zu weinen. Frances stand neben ihm und legte ihrem Vater die Arme um die Schultern.

Als Dr. Brown schließlich aufschaute, war sein Gesicht tränenüberströmt. »Ich habe noch nie einen ›Passagier‹ verloren. Was wird mit dem armen Mann geschehen?«

»Bitte, Sir«, sagte Caleb sanft. »Ich habe auch Angst um Micah. Aber ich muss Jordan finden. Als die Sklavenfänger seinen Vater verfolgten, ist Jordan mir entwischt.«

Dr. Brown nahm einen langen, zittrigen Atemzug. Als hätte er sich beigebracht, in jeder Situation einen kühlen Kopf zu bewahren, sagte er: »Jetzt kannst du nicht gehen.«

»Aber ich muss«, entgegnete Caleb. »Jordan dreht durch, wenn er an seinen Vater denkt. Er wird etwas Dummes machen, er wird ...«

Dr. Browns erhobene Hand ließ Caleb innehalten. »Unsere Wälder sind dicht, und es gibt viele Verstecke. Es gibt einen Indianerpfad, auf dem Jordan, wenn nötig, gehen kann. Etwa einen Kilometer von hier entfernt gibt es einen Bach. Er wird Wasser finden.«

»Aber ich muss Jordan vor den Sklavenfängern finden.« Calebs Schmerz und Sorge waren auf sein Gesicht geschrieben.

»Einer allein kann sich viel leichter verstecken als zwei oder drei oder vier. In wenigen Augenblicken werden die Sklavenfänger mit einem Magistrat hier sein. Wenn du jetzt gehst, führst du die Fänger direkt zu Jordan.«

Da er die Wahrheit in den Worten des Arztes einsah, ließ Caleb sich auf den Boden fallen und setzte sich im Schneidersitz hin. Doch jede Faser seines Körpers ließ erkennen, wie sehr er sich danach sehnte, sich auf den Weg zu machen.

»Sobald es ungefährlich ist, gehe ich in den Wald«, versprach Frances Caleb, während sie allen etwas zu essen auftischte. »Ich kenne alle Verstecke und kann euren Freund finden.«

»Was ist los?«, fragte Peter Libby.

Bei allem, was geschehen war, hatte sie vergessen, es ihm zu erklären. Sie nahm die Schiefertafel aus seiner Tasche und begann zu schreiben.

»Was ist ein Magistrat?«, fragte Peter schließlich.

Caleb war derjenige, der es erklärte. »Ein Richter«, schrieb er auf die Tafel. »Er entscheidet, wer Gutes und wer Böses getan hat.«

Als sie fertig gegessen hatten, führte Frances sie durch einen Flur in ein kleines Wohnzimmer.

»Wenn die Sklavenfänger zurückkommen, versteckt euch hier, damit sie euch später nicht wiedererkennen.«

Frances zeigte Libby einen kleinen kistenähnlichen Tisch mit Türen aus Lattenrost. »Wenn du da hineinkriechst, kannst du sehen, was geschieht, aber man kann dich nicht sehen.«

Nach erstaunlich kurzer Zeit kehrte Riggs zurück. Als er an die Tür hämmerte, sprangen Libby und Caleb auf. Mit vor Angst weit aufgerissenen Augen folgte Peter ihnen ins Wohnzimmer.

Während sich Caleb und Peter hinter schweren Vorhängen versteckten, kroch Libby in den kleinen Tisch

hinein. Sobald sie sich richtig hingekniet hatte, schloss Frances die Türen. Indem Libby durch die schmalen Spalte zwischen den Latten spähte, konnte sie durch den Flur ins Sprechzimmer sehen.

Als Dr. Brown die Vordertür öffnete, stolzierte Riggs herein. Ein freundlich aussehender Herr folgte ihm.

»Herr Gilson wird für Gerechtigkeit sorgen«, verkündete der Sklavenhändler.

Der Magistrat war dafür zuständig, Gerichtsfälle zu entscheiden; von ihm wurde somit erwartet, dass er das Gesetz durchsetzte. Doch Herr Gilson schien nicht erfreut, hier zu sein.

»Nun, worauf warten Sie?«, fragte Riggs fordernd, als der Magistrat nichts unternahm. »Ich habe Ihnen den nötigen Beweis geliefert!«

Fest und furchtlos blickte Herr Gilson den Sklavenhändler an, ohne zu antworten.

Der Widerwille des Magistrats, zu gehorchen, verärgerte Riggs. »Ich habe diesen sogenannten Arzt dabei erwischt, wie er einem Sklaven auf der Flucht half. Sie haben den Sklaven selbst gesehen. Er ist immer noch auf dem Hof. Verhaften Sie diesen Mann!«

»Ich kann ihn nicht verhaften.« Der Richter Gilson sprach mit ruhiger, fester Stimme.

»Sie können ihn nicht verhaften?«, tobte Riggs. »Dafür sind Sie da!«

»Aber heute ist Sonntag«, erwiderte der Richter.

»Sonntag? Na und?«

»Heute ist der Tag des Herrn. Am Sonntag verhafte ich niemanden.« Ohne zurückzuschauen, ging Herr Gilson aus dem Haus.

Riggs folgte ihm schreiend bis zur Straße. Dr. Brown schloss leise die Tür und verriegelte sie. Auf Händen und Knien krabbelte Libby aus dem Tisch und schlich zu einem Fenster hinüber.

Caleb, Peter und Libby achteten darauf, immer hinter einem Vorhang zu bleiben, während sie beobachteten, was draußen geschah. Frances und ihr Vater schauten aus einem anderen Fenster.

Micah Parker war immer noch über das Pferd gelegt. Eine Kette verband die Eisenringe um seine Knöchel.

»Es muss für Jordans Vater sehr unbequem sein, so auf dem Bauch zu liegen«, meinte Libby.

Caleb stimmte ihm zu. »So spürt er jede Bewegung des Pferdes.«

Kurz darauf zog einer der Sklavenfänger Micah Parker vom Pferd herunter. Mit schnellen, zornigen Bewegungen band der Fänger ein Seil um Micahs Hände. Der Fänger hielt das lange Ende des Seils und stieg aufs Pferd.

Als die zwei Sklavenfänger davonritten, war Jordans Vater gezwungen, zu Fuß hinter ihnen herzugehen. Er schritt so weit aus, wie es die Kette erlaubte, und versuchte mit dem Pferd Schritt zu halten.

Libby erschauerte allein schon beim Zusehen. »Falls er stolpert und hinfällt, schleifen sie ihn hinterher!«

Wieder auf seinem Pferd wartete Riggs in der Mitte der Straße, bis Micah Parker und die Sklavenfänger aus seinem Blickfeld verschwunden waren. Dann ritt Riggs in die entgegengesetzte Richtung davon, nach einem letzten wütenden Blick auf Dr. Browns Haus.

»Was hat er vor?«, fragte Libby Caleb.

»Ein paar Sklavenfänger zusammentrommeln und Jordan hinterherjagen«, antwortete dieser.

Libby schwirrte immer noch der Kopf von allem, was geschehen war. Seit Monaten sehnte sich Jordan danach, seinen Vater zu sehen.

Caleb wandte sich vom Fenster ab. »Ich gehe jetzt«, sagte er zu Dr. Brown. »Ich muss Jordan vor Einbruch der Dunkelheit finden.«

Als wäre er zehn Jahre gealtert, ließ sich der Arzt erneut auf seinen Stuhl fallen. »Tu alles in deiner Macht Stehende, um Jordan zurückzubringen. Wenn du ihn hierher bringst, können wir ihn in Sicherheit bringen.«

Libby erschien die leise Stimme des Arztes noch herzerreißender als alles wütende Geschrei, das sie gehört hatte.

Libby, Caleb und Peter gingen mit Frances in die Küche. Gemeinsam machten sie Sandwichs. Schnell packten sie sie in Stofftücher. Dann erklärte Frances ihnen, wie sie den Wald am besten durchsuchten. Sie und Peter würden sich um die eine Hälfte kümmern, und Libby und Caleb würden die andere Hälfte durchsuchen. Sie würden leise gehen, aber sich nicht verstecken, sodass Jordan nicht erschreckt wurde.

So leise wie möglich durchkämmten Libby und Caleb ihre Waldhälfte. Immer wenn sie zu einem dichten Gebüsch oder einer Baumgruppe kamen, suchten sie alles sorgfältig ab. Bei jeder kleinen Bodensenke schaute Caleb nach, ob Jordan nicht unter einem Haufen aus altem Laub steckte. Als Libby und Caleb schließlich auf der anderen Seite des Waldes herauskamen, stand die Sonne tief am westlichen Horizont.

»Wir müssen ihn bald finden!«, murmelte Caleb, als sie wieder durch den Wald zurückgingen. Beim Weitersuchen brach die Dämmerung herein. Sogar Caleb zeigte seine Panik nun, indem er flüsterte: »Wenn es erst einmal dunkel ist, finden wir ihn *nie!*«

Als sie zurückgingen und so eine andere Perspektive hatten, fiel ihnen ein großer liegender Baumstamm auf, den sie vorher übersehen hatten. Libby ließ sich auf Hände und Knie fallen und schlängelte sich unter Sträuchern hindurch, um das andere Ende des Baumstammes zu erreichen. Dort, in einer Senke unter dem Holz, lag Jordan zusammengekauert.

Sobald Libby ihm ein Zeichen gab, kroch Caleb unter die Sträucher. Mit dem Gesicht auf dem Boden drehte Jordan den Kopf gerade so weit, dass er Caleb sehen konnte. Caleb streckte den Arm aus und legte seinem Freund die Hand auf die Schulter.

»Es tut mir leid«, sagte Caleb leise.

Als erkannte er Caleb nicht, starrte Jordan ihn nur an.

»Komm mit uns«, forderte Caleb ihn auf.

Doch Jordan zog sich zurück, wie wenn er nichts mit Caleb zu tun haben wollte.

Erneut sprach Caleb. »Wir müssen uns beeilen«, mahnte er. »Die Sklavenfänger finden dich sonst.«

Jordans Augen waren nun wild. »Vielleicht sie mich zu meinem Daddy bringen. Vielleicht ich ihn würd' wiedersehen!«

»Das ist genau das, was dein Daddy nicht will!«, rief Caleb aus.

Jordan erschauerte. »Wie konnte mein Daddy sich

opfern für mich? Wie konnte er aufgeben sein Leben für meines?«

Immer noch auf den Knien hämmerte Jordan mit den Fäusten auf die Erde. »Mamma ihn braucht. Serena und Zack und die kleine Rose – sie alle ihn brauchen. Wenn mein Daddy nicht wegen mir hätte geschrien, er wäre entkommen!«

Caleb zog Jordan am Arm. »Du musst dich verstecken.«

Stattdessen bebten Jordans Schultern vom Schluchzen. »Gerade als ich hab gefunden mein' Daddy, hab ich wieder verloren ihn!«

»Dein Daddy will, dass du *frei* bist!«

Erst dann schien Jordan zu verstehen. Langsam kroch er aus seinem Versteck hervor, stand auf und folgte Caleb.

Während sie zurückgingen, wurde die Dunkelheit um sie herum undurchdringlich. Zu Libbys Erleichterung wusste Caleb, in welche Richtung sie gehen mussten. Auf halbem Weg durch den Wald trafen sie auf Peter und Frances. Von da an führte Frances sie an.

Als sie sich dem Haus näherten, brachte Frances sie auf die andere Seite, von wo aus sie den Hinterhof sehen konnten. Eine angezündete Laterne stand auf einem Pfosten und gab Entwarnung. Über den offenen Hof brachte Frances sie ins Haus.

Drinnen führte sie sie die Treppen in den ersten Stock hinauf. Am oberen Treppenende befand sich ein kurzer Flur. An dessen Ende öffnete Frances eine Geheimgtür, die auf den Dachboden führte.

»Schnell!«, flüsterte sie Jordan zu. »Wenn jemand

kommt, gibt es eine weitere Tür. Sie führt in den oberen Stock unseres Schuppens. Dort bist du in Sicherheit.«

\*\*\*

Später an jenem Abend hörte Libby, wie Dr. Brown mit Caleb sprach. »Wenn du und Jordan plötzlich meine Pferde brauchen solltet, nehmt sie ruhig«, bot der Arzt ihm an. »Im Vergleich zu einem Menschenleben ist Pferdehaut wenig wert.«

»Danke, Sir«, antwortete Caleb. »Ich werde sie mir gleich ansehen.«

Als Caleb aus dem Haus schlich, bemerkte Libby, dass Jordan auf der Treppe saß und lauschte.

»Ich verstehe nicht, was passiert ist«, sagte sie Dr. Brown. »Warum hat der Magistrat Sie nicht verhaftet?«

»Herr Gilson kennt mich gut«, antwortete der Arzt. »Er teilt meine Überzeugung.«

»Und er muss ein Gesetz über flüchtige Sklaven unterstützen, das gegen seine tiefsten Überzeugungen geht?«

Dr. Brown nickte. »Er ist an einem schwierigen Ort. Wenn das von Menschen gemachte Gesetz gegen die Wege Gottes verstößt, bringt das allerlei Schwierigkeiten mit sich.«

Dass Papa mit einem flüchtigen Sklaven erwischt werden würde, war der Albtraum, den Libby fürchtete. »Falls Sie ins Gefängnis geworfen werden, was wird dann Ihre Familie tun?«, fragte sie Dr. Brown. »Wenn Sie wissen, was geschehen könnte, wie können Sie flüchtigen Sklaven überhaupt noch helfen?«

»Wie kann ich ihnen *nicht* helfen?«, entgegnete er.  
»Gottes Gesetz steht über dem menschlichen.«

*Gottes Gesetz steht darüber?*, dachte Libby. *Das hat Frau Hunter auch gesagt. Was heißt das?*

Der Arzt stand auf und ging durch den Raum zu einer großen Bibel, die auf dem Tisch lag. »Komm mal her, Libby.«

Die Bibel war beim 23. Kapitel des 5. Buches Mose geöffnet. Dr. Brown zeigte auf die Worte von Vers 16: »Einen Knecht, der sich vor seinem Herrn zu dir rettet, sollst du seinem Herrn nicht ausliefern.«

Libby dachte einen Augenblick nach. »»Wenn ein Sklave davonläuft und von dir Schutz verlangt, verrate ihn nicht an seinen Besitzer.« Bedeutet es das?«

Dr. Brown nickte. Er blickte ihr in die Augen. »Und sollte ich jemandem gehorchen, der einen Mitmenschen als Besitzum ansieht? Oder sollte ich Gott gehorchen? Er liebt jeden Sklaven genauso, wie er mich liebt.«

Wie um sicherzugehen, dass Libby ihn nicht falsch verstand, erklärte es Dr. Brown noch einmal. »Wenn zwei Gesetze zueinander im Widerspruch stehen, ist Gottes Gesetz wichtiger – man muss es höher achten.«

Der Arzt drehte sich um und bemerkte Jordan, der auf den Treppen lauschte. Als der Arzt zu ihm hinüberging und dem Jungen die Hand auf die Schulter legte, zuckte Jordan zusammen.

Dr. Brown trat einen Schritt zurück. »Es ist bestimmt jetzt schwer für dich, irgendjemandem zu vertrauen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr es mir leidtut wegen deines Vaters. Wenn keine Gefahr mehr besteht, bringen wir dich an den nächsten Ort.«

»Da ich nicht kann hingehen.« Jordan versagte die Stimme. »Ich kann nicht lassen allein mein' Daddy.«

»Wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um ihm zu helfen«, versprach der Arzt. »Aber wenn es an der Zeit ist, musst du gehen, wie dein Daddy gesagt hat. Du kannst sein Opfer nicht zunichtemachen.«

Bald nachdem Jordan auf den Dachboden zurückgegangen war, nahm Frances die große Bibel zur Hand. Als sie die Treppe hinaufstieg, folgte Libby ihr.

»Mama und der Rest unserer Familie sind zurzeit weg«, erklärte Frances. »Immer wenn sich mir eine Gelegenheit dazu bietet, lese ich den flüchtigen Sklaven Geschichten aus der Bibel vor. Sie hören sehr gerne zu.«

Als Frances die sorgfältig versteckte Tür öffnete, folgte Libby ihr auf den Dachboden.

Zu Libbys Überraschung fand sie außer Jordan noch andere flüchtige Sklaven vor. Wann sie gekommen waren, wusste Libby nicht. Doch eine Mutter und ein Vater und ihre zwei jungen Kinder saßen auf Decken auf dem Boden.

Frances zog eine Lampe in die Nähe und öffnete die Bibel bei der Geschichte von Daniels drei Freunden. Weil sie an den lebendigen Gott glaubten, weigerten sie sich, vor einem Bild aus Gold niederzuknien und es anzubeten.

Während Frances die Geschichte las, wie sich die drei jungen Männer den Befehlen des Königs widersetzen, saßen Jordan und die anderen flüchtigen Sklaven mucksmäuschenstill da. Als die jungen Männer in den brennenden Feuerofen geworfen wurden, rissen die Kinder erschreckt die Augen auf. Doch als Gott die

Männer aus den Flammen errettete, klatschten die Kinder in die Hände und kicherten.

*Sie wissen, was das bedeutet*, dachte Libby. *Sogar die Kleinen haben die Hitze des Feuerofens bereits gespürt.*

Wie die anderen schien auch Jordan getröstet zu werden. Aber als Frances mit Vorlesen fertig war, blieb etwas Nachdenkliches in Jordans Augen zurück.

In jener Nacht schlief Libby im selben Zimmer wie Frances, während Caleb, Jordan und Peter im oberen Stock des Schuppens blieben. Sobald Libby sich hinlegte, dachte sie an alles, was Micah Parker zugestoßen war. Je mehr sie an ihn dachte, desto aufgebracht wurde sie.

Wieder schien sie den warnenden Schrei zu hören, den der Vater seinem Sohn zurief. Wieder sah sie Jordans Schreck und sein Trauern um seinen Vater vor sich. Da sie wusste, dass sie keine andere Wahl hatte, versuchte Libby, ihre Gedanken zu ordnen.

*Ich habe Angst, dass Papa sein Schiff verlieren könnte*, dachte sie. *Aber Elijah Lovejoy hat sein Leben verloren. Jordans Vater hat seine Freiheit für die seines Sohnes aufgegeben.*

Libbys Gedanken wurden zu einem Gebet. *Ich will etwas, wofür es sich zu leben lohnt, Herr! Etwas Echtes – etwas Wertvolles!*

*Doch das scheint so groß, Gott – so schwierig – sogar unmöglich. Kannst du mir helfen, das zu wählen, was am meisten zählt?*

Dann wurde Libby von den langen Tagen ohne viel Schlaf eingeholt und schlief ein.

Ein leises Klopfen an der Schlafzimmertür weckte Libby. Drei gleichmäßige Schläge, ein Abstand, dann wieder drei Schläge. *Calebs Zeichen! Aber es ist ja noch mitten in der Nacht.*

Dann, als Libby langsam richtig wach wurde, wusste sie: *Irgendetwas ist nicht in Ordnung!*

Libby hatte keine Ahnung, wie lange sie geschlafen hatte. Durch das Fenster sah sie den Mond hoch am Himmel stehen. Leise klopfte sie zurück. Lang, kurz, lang. Dann tastete sie im Dunkeln nach ihren Kleidern.

Rasch zog Libby ihr Kleid an, schnappte sich ihre Schuhe und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Im Flur schloss sie die Tür lautlos wieder.

Caleb wartete vor der Tür – eine Gestalt dunkler als die Nacht. Um jegliches Knarren zu vermeiden, gingen er und Libby auf einer Seite der Stufen hinunter und hielten sich dabei am Geländer fest. Am unteren Ende der Treppe führte Caleb Libby ins Sprechzimmer.

»Jordan ist weg!«, flüsterte Caleb, als sie außer Hörweite der Schlafzimmer waren.

»Weg?«

»Verschwunden!« Caleb klang so aufgebracht, wie Libby ihn noch nie gehört hatte. »Er ist nirgends zu finden!«

## Das verschwundene Paket

**A**ber warum?« Libby vergaß vor Aufregung zu flüstern. »Wie konnte Jordan verschwinden?«

»Ich weiß es nicht. Er schlich sich davon, während ich schlief. Es gibt eine Tür im Schuppen, die nach draußen führt. Es war für Jordan leicht gewesen zu verschwinden.«

In diesem Augenblick fiel Libby etwas ein. »Es ist genau, wie du gesagt hast: Jordan verliert den Kopf, wenn er um seine Familie besorgt ist.«

Caleb stimmte ihr zu. »Ich denke, er sucht seinen Vater. Wenn das so sein sollte, setzt er damit seine eigene Freiheit aufs Spiel. Und vielleicht sein Leben.«

»Was können wir tun?«, fragte Libby.

»Wir können versuchen, Jordan zu folgen.« In der Dunkelheit tastete Caleb nach einem Streichholz. Als er eine Lampe anzündete, hielt er die Flamme klein. Mit einer Feder kritzelte er eine Notiz.

*Wertvolles Paket verschwunden. Wir machen uns auf die Suche. Caleb und Libby*

Caleb drehte die Flamme herunter, woraufhin sie flackerte und schließlich erlosch. In der Dunkelheit warteten er und Libby. Während sie horchten, ertönte eine Glocke.

Libby zählte die Schläge. »Elf Uhr«, flüsterte sie schließlich. »Jordan kann nicht mehr als eine Stunde Vorsprung haben.«

In der Stille schlichen sich Libby und Caleb durch die Küche. Die Seitentür öffnete sich auf gut geölten Angeln. Erneut blieben sie stehen, um zu horchen und in die Dunkelheit zu spähen.

Kurz darauf schlichen sie sich nach draußen. Caleb hielt sich an die tiefsten Schatten und führte Libby so zur Scheune. Die obere Hälfte der Tür war offen. Caleb öffnete die untere Hälfte, danach schlichen sie sich lautlos hinein.

Direkt bei der Tür wartete Libby darauf, dass sich ihre Augen an die noch tiefere Dunkelheit gewöhnten. Als sie sah, dass die erste Box leer war, erinnerte sie sich an Dr. Browns Worte: *»Wenn du und Jordan plötzlich meine Pferde brauchen solltet, nehmt sie ruhig.«*

Zu jenem Zeitpunkt hatte sie sich gefragt, wie er mit so wertvollem Besitz nur so großzügig umgehen konnte. Nun verstand sie. Jordan musste den Arzt beim Wort genommen haben.

Durch die offene Tür schien ein wenig Mondlicht. Doch Caleb ging bereits weiter und tastete an der Wand entlang. Offenbar war er schon früher hier gewesen und hatte sich gemerkt, wo die Dinge waren.

Als er an Libby vorbeiging, sah sie nur die dunklen Umrisse eines Zaumzeugs in seiner Hand. Ohne zu zögern, ging Caleb in die zweite Box. Leise sprach er mit dem Pferd, als er ihm das Zaumzeug überstreifte. Als der Sattel festgeschnallt war, führte Caleb das Pferd aus der Box.

*»Genau so, Annie.«* An einem Ort, an den mehr Licht hingelange, überprüfte Caleb, ob alles an seinem Platz war. *»Wir machen einen Spaziergang.«* Caleb

nahm einen Führstrick und wickelte ihn sich um den Bauch.

Außerhalb der Scheune blieb er auf dem Gras, damit das Geräusch der Hufe gedämpft wurde. Mit schnellen Schritten führte er Annie zum Wald. Libby folgte ihnen. Unter dem Blätterdach war die Nacht noch dunkler. Wieder hatte Libby das Gefühl, dass Caleb sich den Weg gemerkt hatte. Kurz darauf spürte sie festgetretenen Erdboden unter sich.

*Der Indianerpfad*, dachte Libby. Den Pfad hatte sie auf der Suche nach Jordan gesehen.

Caleb schwang sich in den Sattel und hielt Libby dann eine Hand entgegen, um ihr hinaufzuhelfen. Sobald sie sich hinter ihn gesetzt hatte, hob Caleb die Zügel. Annie verfiel in ein gleichmäßiges Traben. Libby hielt sich mit ihren Armen um Calebs Bauch fest.

»Woher weißt du, wohin Jordan gegangen ist?«, fragte sie Caleb, als sie dachte, dass sie gefahrlos sprechen konnten.

»Ich weiß es nicht«, sagte Caleb. »Aber ich habe gehört, wie Jordan Frances fragte, wo die Sklavenfänger seinen Vater hingebracht haben könnten. Sie sagte ihm, der Indianerpfad sei möglicherweise der kürzeste Weg zum Mississippi. Ich glaube, es sind gut zwanzig Kilometer.«

»Jordans Vater ging zu Fuß«, meinte Libby. »Die Sklavenfänger konnten mit ihm nicht galoppieren.«

»Und Jordan ritt. Er könnte sie finden«, ergänzte Caleb. »Besonders, wenn sein Vater versuchte, die Sklavenfänger zu bremsen.«

Eine Zeit lang ritten Caleb und Libby in der Dun-

kelheit. Je weiter sie ritten, desto stärker wurde Libbys Angst.

»Ich habe Angst, Caleb«, sagte sie schließlich. »Wenn die Sklavenfänger Jordan sehen ...«

Caleb drehte den Kopf, um zu antworten. »Ich weiß.« Er sprach sanft, und Libby hatte keine Zweifel daran, dass auch er besorgt war.

»Und wenn wir alles nur schlimmer machen?«, fragte sie. »Wenn wir plötzlich von hinten auf Jordan treffen, ohne dass er uns sieht? Wir könnten ihn erschrecken, sodass er aus einem Versteck springt.«

Caleb zuckte mit den Schultern, als wäre ihm dieser Gedanke auch schon gekommen. »Aber vielleicht braucht er unsere Hilfe. Wir müssen es versuchen«, sagte er, als ob damit die Angelegenheit erledigt war.

Schon bald spürte Libby jede Bewegung des Pferdes. *Ich habe nie reiten gelernt*, dachte sie. Sie versuchte, nicht daran zu denken, wie unbequem es war, und schaute um sich.

Eine Zeit lang ritten sie unter dem schützenden Blätterdach hoher Bäume, das sich über ihnen wölbte. Immer, wenn sie in die Nähe eines Hauses oder einer Farm kamen, ließ Caleb Annie im Schritt gehen. Wenn nötig, machte er einen größeren Bogen um ein Haus und gelangte auf der anderen Seite wieder auf den Pfad.

Etwa zwei Stunden waren vergangen, als Libby zum ersten Mal den Fluss roch. Wie die süßliche Luft nach einem Regen fühlte sich die Brise vom Fluss kühl und erfrischend an. Kurz darauf ließ Caleb das Pferd erneut langsamer werden. Er ritt sehr leise und hielt Annie oft an, um zu lauschen.

Der Pfad war breiter hier, als ob er zu einer Stelle führte, an der man den Fluss überqueren konnte. Um den Sträuchern auszuweichen, die von beiden Seiten in den Pfad hineinragten, hielt sich Caleb an die Mitte des Pfades. Er lehnte sich vor, um Annie ins Ohr zu flüstern und das Pferd anzuspornen. Schließlich kamen sie ans Ufer des Mississippi.

Innerhalb der Baumreihe in der Nähe des Wassers glitt Caleb vom Pferd. Als er Libby herunterhalf, stolperte sie und fiel beinahe hin. Schnell hielt Caleb sie am Arm, um sie zu stützen, aber er sagte kein Wort.

Vor Schmerzen konnte sich Libby kaum bewegen, und sie fragte sich, wie sie bloß rennen könnte, falls es nötig werden würde. Caleb hielt Annie hinter einer Baumgruppe versteckt, während er abwartete und in alle Richtungen schaute.

Ohne einen Muskel zu bewegen, stand Libby da, damit sie auch nicht das kleinste Geräusch verursachte, das sie an die falsche Person verraten würde. Hier, wo die Bäume dem breiten Fluss wichen, konnte Libby den Mond wieder sehen. Zu ihrer Erleichterung stand er immer noch hoch am Himmel.

Dann hörte Libby ein Geräusch vom Wasser her kommen und blickte angestrengt in jene Richtung. Auf dem Fluss verteilte Inseln verschmolzen wie noch dunklere Flecken mit dem dunklen Wasser. Libby packte Caleb am Arm und zeigte auf den Fluss. Als er nickte, wusste sie, dass er das Geräusch ebenfalls gehört hatte.

In diesem Augenblick fiel Libby ein, wie leicht Geräusche vom Wasser getragen wurden. Die Person,

die das Geräusch verursacht hatte, konnte ziemlich weit entfernt sein.

Als Libby das Geräusch erneut hörte, wusste sie, was es war – Ruder, die in Ruderlagern quietschten. Wer auch immer ruderte – er bemühte sich nicht, leise zu sein. Das konnte nur eines bedeuten. Es waren keine flüchtigen Sklaven oder Leute, die flüchtigen Sklaven halfen. In jenem Boot mussten Sklavenfänger sein.

»Beobachte weiter«, flüsterte Caleb Libby ins Ohr. »Ich bringe Annie weiter nach hinten.« Caleb verschwand zwischen den Bäumen und war schon bald außer Sichtweite.

Die Zeit verstrich langsam, während Libby mit angestrengtem Blick wartete. Dann bewegte sich etwas in der Nähe einer Insel. Der Umriss bewegte sich aus dem Schatten der Insel und schien im Mondlicht länger zu werden. Zwischen jener und der nächsten Insel wurde der Umriss vor Libbys Augen zu einem flussaufwärts fahrenden Ruderboot.

*Ob wohl Jordans Vater in jenem Boot ist?*, fragte sich Libby.

Nur einen Augenblick lang hatte sie Micah Parker aufrecht stehen sehen. Als Libby sich an die Fußschellen um seine Knöchel und die Ketten zwischen seinen Füßen erinnerte, dachte sie an Micahs Frau Hattie und an seine Kinder Serena, Zack und die kleine Rose.

*Nicht weinen*, sagte Libby sich selbst. *Ich muss jetzt lauschen, nachdenken, beten.*

*Beten.* Durch die Nachtluft drang das Wort in ihr trauerndes Herz. *Warum stehe ich hier und tue nichts, wenn ich beten könnte?*

Sie betete zuerst für Jordan. *Wo auch immer er ist, Herr, pass du auf ihn auf! Sag ihm, was er tun soll.* Dann betete sie für Jordans Vater. *O Herr, hilf ihm, irgendwie zu entkommen!*

In jenem Augenblick wurde Libby von Frieden erfüllt, wie wenn andere mit ihr beteten. Lag Dr. Brown wach und betete gerade jetzt? Und Frances, Jordan, Caleb und Micah Parker selbst? Vielleicht hatte sogar seine Frau, Hattie, gespürt, dass sie beten musste.

Kaum war Libby dieser Gedanke gekommen, da hörte sie in der Dunkelheit bereits ein anderes Geräusch: das leise Wiehern eines Pferdes.

Libby erstarrte. Was, wenn andere Sklavenfänger in der Gegend waren? Falls sie Annie hörten, würden sie Caleb mühelos finden.

Da war es wieder. Ein zweites Wiehern. Libby zog sich der Magen zusammen. *Was ist los? Caleb sollte weiter hinten sein.*

Libby drehte sich vom Ufer weg und versuchte Caleb in der Dunkelheit zu folgen. Doch als sie ein leises Geräusch hörte – da, wo Caleb nicht sein sollte – wusste Libby Bescheid.

*Es war nicht Annie. Jemand anders ist hier bei mir in diesem dunklen Wald!*

Als sie das leise Geräusch erneut hörte, ballte Libby vor Angst die Fäuste. Verzweifelt schaute sie sich nach einem Versteck um, einem Ort, an dem sie mit der Nacht verschmelzen konnte.

Dann drang ein Flüstern an ihr Ohr. »Libby!« Zuerst dachte sie, sie hätte es sich nur eingebildet.

»Libby!«, kam das Flüstern erneut, diesmal sogar noch näher.

Erleichtert sackte Libby gegen einen Baum. Es war Jordan. Jordan, der in der Nacht flüsterte. Sie hatten ihn also doch gefunden! Oder vielmehr: Jordan hatte sie gefunden.

Nicht weit entfernt war Caleb. Er und Jordan hatten die Pferde weiter nach hinten zu einer kleinen Lichtung gebracht und sie da gelassen, wo Gras wuchs.

Nun führte Jordan Libby und Caleb ans Flussufer. Als sich die drei hinter den Bäumen, die dem Wasser am nächsten standen, hinknieten, wurde die Nacht plötzlich von Lärm erfüllt. Zuerst ein Platschen und dann Ruder, die gegen ein Boot schlugen.

»Pack ihn!«, rief eine raue Stimme.

»Ich kann nicht!«

»Doch. Los, verfolge ihn!«

»Ich kann nicht schwimmen. Geh du!«

»Ich kann auch nicht schwimmen. Wir müssen ihn beide holen. Sobald er auftaucht, halten wir ihm ein Ruder entgegen. Er wird froh sein um unsere Hilfe.«

»Nein, die braucht er nicht!«, flüsterte Jordan.

»Wo ist er hin?«, fragte die Stimme über das Wasser.

»Wo ist er?« Nun war der Mann besorgt.

»Niemand kann mit Fußschellen schwimmen.«

»Ich sag dir: Einmal muss er hochkommen.«

»Muss er nicht!« Jordans Flüstern klang ganz aufgeregt. »Mein Daddy kann länger unter Wasser schwimmen als alle, die ich kenne.«

»Das wird Riggs gar nicht gefallen«, bemerkte eine

Stimme. »Das war ein wertvolles Stück. Wir können nicht beweisen, dass er ertrunken ist.«

»Wenn wir ihn nicht finden, kriegen wir kein Geld!«

Dann wurden die Männer still und warteten. Erneut schlugen die Ruder gegen das Boot. Dann hörte Libby das Geräusch eines Ruders, das ins Ruderlager fiel. Sie lehnte sich vor und schaute gebannt zu. Als das Mondlicht auf das Boot fiel, sah Libby, dass es wieder in Bewegung war – es fuhr im Kreis um eine bestimmte Stelle.

Zu ihrer Linken lag etwas anderes in der Dunkelheit. *Noch ein Boot?* Libby versuchte herauszufinden, was es war. *Beinahe so lang wie ein Ruderboot, aber die Form stimmt nicht.*

Plötzlich holte Jordan tief Luft und zeigte dorthin, wo Libby bereits hinblickte. Was auch immer sie sahen, es war oben abgerundet und wirkte robust. Nun schien es sich zu bewegen – ganz, ganz langsam.

»Ein Baumstamm!« Calebs Flüstern war nicht mehr als ein Hauch, aber auch er war von Staunen erfüllt. »Ein großer treibender Baumstamm!«

Während die Männer im Boot noch im Kreis herumfuhr, entfernte sich der Baumstamm sachte von ihnen. Er bewegte sich immer leicht flussabwärts und schien von der Strömung getrieben.

Inzwischen war Jordan so aufgeregt, dass er sich kaum zurückhalten konnte. Dann bemerkte Libby, was er bereits gesehen hatte. Der Baumstamm hatte keine Rinde mehr und war vom Wasser glattgewaschen worden. Auf der von den Sklavenfängern abgewandten Seite des Baumstamms sah Libby den Kopf eines Mannes.

Dann reckten sich ein Arm und eine Hand zu einer Schwimmbewegung. Mit jedem Schwimmzug näherte sich der Stamm dem Ufer. Gleichzeitig trieb die Strömung ihn weiter flussabwärts.

Leise stand Jordan auf. Hinter Bäumen und Sträuchern versteckt, kroch er am Fluss entlang, Libby und Caleb krochen dicht hinter ihm. Jordan blieb auf gleicher Höhe wie der Baumstamm und beobachtete, wie er dem Ufer immer näher kam. Als der Baumstamm schließlich gegen das Ufer stieß, war Jordan so nah ans Ufer gegangen, wie er konnte, ohne den Schutz der Bäume zu verlassen.

Etwa eine Minute lang wartete Micah Parker und hielt sich weiter an einem halb abgebrochenen Ast an der Seite des Baumstamms fest. Von dort aus, wo Libby kniete, sah sie, wie Micah lang und tief einatmete. Mit dem Gesicht zum Ufer schien er sich zu fragen, wie er das offene Gelände überqueren sollte.

Dann ließ Micah den Ast los. Auf Händen und Knien kroch er das Flussufer herauf.

Gerade in diesem Augenblick fuhren die Männer auf dem Fluss nicht mehr im Kreis herum und wendeten das Boot zum Ufer hin.

»Daddy!«, flüsterte Jordan.

Der Kopf seines Vaters schnellte nach oben. Im Mondlicht sah Libby das Leuchten in Micahs Augen.

Doch Jordan war nun außer sich. »Sie kommen hierher!«

## Unruhestifter

Micah Parker warf einen raschen Blick zum Fluss und hielt dann sofort den Kopf nach unten. Auf dem Bauch kroch Micah vorwärts, indem er mit den Zehen stieß und mit den Ellbogen zog.

Als die Kette zwischen seinen Knöcheln rasselte, hielt er inne. Er drehte den Kopf und lauschte. Dann zog er sich wieder mit den Ellbogen vorwärts und zog die Füße im Dreck nach. Endlich erreichte Micah den Waldrand.

Ohne Zeit zu verlieren, begann Jordan in den Wald zurückzukriechen. Wieder auf Händen und Knien folgte ihm sein Daddy. Kleinere und größere Äste standen vor und verfangen sich in der Kette zwischen seinen Knöcheln. Doch Jordan und Micah gingen weiter, und Libby und Caleb folgten ihnen.

Mitten im Wald stand Jordan auf, doch sein Vater kroch weiter. Schon bald hörten sie das Geräusch eines Bootes, das auf den Kies am Ufer schrammte. Die wütenden Männerstimmen drangen deutlich durch die Bäume.

Jordan stand stockstill, und die anderen blieben hinter ihm stehen.

»Das wird Riggs gar nich' gefallen!« Die Stimme kam aus der Richtung des Pfads durch den Wald.

»Es ist alles deine Schuld. Du hättest besser auf ihn aufpassen müssen.«

»Aufpassen? Woher hätte ich wissen sollen, dass er in den Fluss springt?«

Die Männer gingen vorüber, und ihre Stimmen entfernten sich. Schließlich ging Jordan weiter, doch sein Vater kroch immer noch auf Händen und Knien hinter ihm her.

»Wenn wir nur loswerden könnten deine Fußschellen«, murmelte Jordan. Libby wusste, dass sie dafür einen Schmied oder Hammer und Meißel brauchten, um die Kette aufzutrennen, die sich zwischen den Fußschellen um die Knöchel befand.

Als sie eine weniger dicht bewaldete Stelle erreichten, stand Micah auf. Er schwang seine Beine so weit auseinander, wie es die Kette erlaubte, und setzte einen Fuß vor den anderen. Bei einer kleinen Lichtung wartete Micah Parker, während Jordan die Stute, auf der er geritten war, zu einem Baumstumpf brachte.

»Wie du hast mich gefunden?«, flüsterte Micah ihm zu. »Wie nur du hast mich gefunden?«

»Ich hab gebetet«, sagte Jordan ruhig. »Der Herr mir hat gezeigt, wo ich musste hingehen.«

Jordans Daddy blickte ihn im hellen Mondlicht stumm an. »Du gewachsen bist, seit ich dich hab gesehen das letzte Mal. Du bist jetzt 'n Mann.«

Jordan schüttelte den Kopf. »Ich noch kein Mann bin, Daddy.«

Doch sein Vater blickte ihm tief in die Augen. »Alles in Ordnung mit dir, Jordan?«

Jordan richtete sich auf, sodass sein Aussehen Libby wieder an »fürstliche Würde« erinnerte. »Nun, da du bist hier, mir geht's so gut, wie's mir nur kann gehen.«

Jordan und Caleb halfen Micah auf das Pferd. Dann schwang sich Jordan vor seinen Vater hinauf. Micah

ließ beide Beine auf eine Seite baumeln und hielt sich an der Schulter seines Sohnes fest. Jordan hob die Zügel und drehte das Pferd zu einem schmalen Pfad zwischen den Bäumen.

»Deine Mamma?«, fragte Micah sanft. »Serena, Zack und die kleine Rose?«

»Sie dich echt sehen woll'n von ganzem Herzen, Daddy.«

Libby und Caleb ritten wieder auf Annie. Der Pfad war hier breit genug, sodass sie neben Jordan reiten konnten.

Immer noch mit sanfter Stimme sagte Micah zu seinem Sohn: »Du nicht bist weggerannt, stimmt's?«

Jordan drehte sich um und blickte seinem Vater lange ins Gesicht. »Zuerst schon, Daddy. Da ich nur konnte denken, was du mir hast gesagt.«

Jordans Vater nickte zufrieden. »Das ist mein Sohn.«

»Aber ich nicht konnte dich verlassen.« Jordans Stimme brach ab. »Ich dich musste finden.«

Als der Pfad schmaler wurde, ließ Caleb Annie hinter Jordan und seinem Vater gehen. Noch ein gutes Stück vom Haus der Familie Brown entfernt ließen Caleb und Jordan ihre Pferde anhalten.

»Wir können nicht das Risiko eingehen, dass ein Wiehern Jordan und seinen Vater verrät«, flüsterte Caleb Libby zu.

Bei einer verborgenen Stelle halfen alle mit, die Pferde mit Gras und Blättern abzureiben. Dann befestigte Caleb Annies Führstrick an einem Baum. Das andere Pferd ließen sie ebenfalls in Annies Nähe, dann machten sie sich zu viert auf den Weg durch den Wald.

Wieder streckte Jordans Daddy die Kette beim Gehen so weit, wie es ging.

In der Dunkelheit vor der Morgendämmerung erreichten sie Brighton. Zu Libbys großer Erleichterung war die Laterne in Dr. Browns Hinterhof angezündet. Sobald Caleb sich dem Haus näherte, öffnete Dr. Brown die Tür. Als er Micah Parker sah, strahlte er übers ganze Gesicht.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, Sie zu sehen!« Der Arzt zog alle herein und verschloss dann rasch die Tür.

Als er die Flamme der Lampe aufdrehte, bemerkte er Micahs nasse Kleider. »Sie sind über Bord gesprungen und mit Fußschellen geschwommen?« Der Arzt war verblüfft. »Allein das Gewicht dieser Eisen würde den durchschnittlichen Schwimmer unter Wasser ziehen – ganz zu schweigen von der starken Strömung im Fluss.«

Doch die Kleider konnten nicht gewechselt werden, bevor die Schellen entfernt waren. »Ich bringe Sie zu meinem Freund, dem Schmied«, sagte Dr. Brown. »Wissen die Sklavenfänger, dass Sie am Leben sind?«

»Wenn sie finden die Spuren am Flussufer, sie's wissen«, antwortete Micah.

Caleb stöhnte. »Wir hätten sie verwischen sollen.« Doch dafür war keine Zeit gewesen.

»Sie müssen sofort weiter, Micah, solange es noch dunkel ist«, bestimmte Dr. Brown. »Riggs hat mir einen weiteren Besuch versprochen. Er wird mit einem Durchsuchungsbefehl und mehr Sklavenfängern kommen.«

Der Arzt trat zur Seite und blickte durch einen schmalen Spalt zwischen dem Fenster und einem schweren Vorhang. »Ich sehe das Licht beim *Hill House*«, sagte er und meinte damit das Gasthaus, wo Libby und die Jungen angekommen waren.

Wenn man die Straße entlangging, war Dr. Browns Haus etwa fünf Häuserblocks vom *Hill House* entfernt. Die Luftlinie war kürzer, und die wenigen Gebäude zwischen den beiden Häusern verdeckten die Sicht auf das Signallicht nicht.

»Sie können gefahrlos weitergehen«, informierte Dr. Brown Jordans Vater. »Setzen Sie sich eine Weile, während ich Ihnen erläutere, wie Sie vorgehen sollen.«

Als sie sich alle um den Tisch versammelt hatten, erklärte Dr. Brown Micah: »Wir haben drei Haltestellen für Postkutschen in der Gegend. Sie arbeiten alle zusammen und mit Leuten der ›Untergrundbahn‹ in Privathäusern. Vor einer Stunde habe ich unser altes Maultier angespannt, für den Fall, dass Sie zurückkämen. Ich werde Sie zum Stall beim *Hill House* fahren. Dort gibt es einen Schmied, der Ihre Fußschellen entfernen wird.

Sobald Sie frei sind, versuchen Sie, vier Häuserblocks in Richtung Norden zum Haus der Palmers zu gehen.« Auf dem Tisch zog Dr. Brown mit dem Finger eine Linie. »Falls Sie hier anhalten müssen, gehen Sie durch die Kellertür hinein. Es gibt Tunnel unter dem Hof, in denen sich flüchtige Sklaven verstecken. Aber wenn Sie weitergehen können, gehen Sie etwa einen Kilometer weiter. Dann kommen Sie zu einem T in

der Straße. Biegen Sie links ab zum Haus der Andrews'. Das ist ein großes Privathaus mit einer Kuppel auf dem Dach. Wenn eine angezündete Laterne in der Kuppel steht, kann man gefahrlos zur Tür gehen.«

»Und wenn's gibt Sklavenfänger um jene Orte?«, fragte Micah.

»Der letzte ›Untergrundbahnhof‹ in der Gegend ist eine andere Haltestelle für Postkutschen, das *Hart House*. Es befindet sich etwa einen halben Kilometer hinter dem Haus der Andrews'. Falls Sie sich verstecken müssen und niemand da ist, um zu helfen, kriechen Sie in ihre Zisterne. Sie ist trocken.«

Als stürzte er sich gleich in ein großartiges Abenteuer, grinste Micah. Doch dann sprach der Arzt Jordan an. »Du musst einen anderen Weg nehmen.«

»Sir«, sagte Jordan respektvoll. »Mein Daddy und ich wollen bleiben zusammen.«

»Wenn ihr das tut, erwischt man euch bestimmt«, warnte Dr. Brown. »Ihr seid beide auf der ›schwarzen Liste‹. Jeder Sklavenfänger im Umkreis von mehreren Kilometern wird wissen, dass ihr zusammenbleiben wollt.«

Mit flehendem Blick wandte sich Jordan an seinen Vater. »Daddy ...«

Aber Micah stimmte Dr. Brown zu. »Wenn wir gehen auf verschiedenen Wegen, mindestens einer von uns kommt zu Mamma zurück.«

»Ihr könntet euch in Springfield treffen«, schlug der Arzt vor. »Dort gibt es eine Gruppe freier Schwarzer, die euch helfen wird. Wenn ihr nach der *Colored Baptist Church* fragt, findet ihr die richtigen Leute.«

»Das klingt nach einem guten Treffpunkt für uns alle«, meinte Caleb schnell. Er griff in seine Tasche und gab Jordans Vater eine von Herrn Godfreys Gratis-Fahrkarten. »Damit können Sie jederzeit die Bahn benutzen.«

Micah erhob sich und klopfte seinem Sohn zum Abschied auf die Schulter. Jordan zitterte, sagte aber nichts. Als Micah den Raum verließ, blickte Jordan seinem Daddy nach, als sähe er ihn zum letzten Mal.

Sobald Dr. Brown und Micah zur Tür hinausgegangen waren, wandte sich Caleb an Frances: »Wie bringen wir Jordan am schnellsten aus der Stadt?«

»Mit der Bahn. Der *richtigen* Bahn, meine ich. Wenn man die Eisenbahn der *Alton Railroad* nach Springfield nimmt. Aber eine Fahrkarte kostet viel Geld.«

»Ich habe noch mehr Fahrkarten der Bahngesellschaft.« Erneut langte Caleb in seine Tasche und zog diesmal eine Fahrkarte für Jordan hervor. »Mit besten Grüßen von Herrn Godfrey«, sagte er.

Als Frances die Fahrkarte sah, leuchteten ihre Augen. Auf einer Seite des Fensters stehend, blickte sie durch den schmalen Spalt zum *Hill House*.

»Geh nun, solange es noch dunkel ist«, riet sie Jordan. »Beim Gasthaus werden sie dich verstecken, dir ein Frühstück geben und dich zum nächsten Zug bringen.«

Nach einem flüchtigen Dank an Frances schlich Jordan zur Tür hinaus. Nachdem Caleb und Libby sich erneut an den Tisch gesetzt hatten, blickte sich Libby in der Küche um. Der Raum bot ihr Wärme und Sicherheit – etwas, was sie gerade dringend benötigte.

Mit geübter Hand schlug Frances die Eier über einer Schüssel auf und schüttete sie dann in eine Bratpfanne. Dann öffnete sie die Klappe des Holzherds und legte die Pfanne in die Öffnung, damit das Braten schneller ging. Während sie ihr dabei zuschaute, war Libby froh über dieses zwölfjährige Mädchen. Trotz all der beängstigenden Dinge in ihrem Leben tat sie, was nötig war, und las den flüchtigen Sklaven sogar Geschichten aus der Bibel vor.

Doch Libby verspürte eine Nervosität, die Frances nicht zeigte. »Was tun wir nun?«, fragte Libby Caleb. »Wenn wir denselben Zug wie Jordan nehmen, können wir den Betrüger nicht verfolgen.«

»Ich schaue heute Morgen mal nach Dexter«, versprach Caleb. »Nach allem, was geschehen ist, ist er vielleicht schon weg.«

Libby schluckte leer. »Wenn wir Dexter nun verlieren, verlieren wir seine Spur vielleicht für immer. Heute ist der 3. August. In zwölf Tagen muss Papa das Geld haben. Wenn er es dann nicht hat, verliert er die *Christina*.«

»Ich weiß«, antwortete Caleb. »Ich habe die Tage auch gezählt. Und Jordan muss das Geld finden, das seiner Kirche gestohlen wurde. Aber vielleicht müssen wir uns entscheiden.«

»Entweder das Geld finden oder Jordan helfen?«

Caleb nickte. »Ich fürchte, ja.«

»Übrigens«, meinte Libby. »Wo ist Peter?«

Caleb sprang auf. »Ich wette, der schläft noch.« So, wie es klang, nahm Caleb zwei Stufen auf einmal.

In diesem Augenblick dachte Libby an alles, was sie

Peter erklären musste. Einen neuen Bruder zu haben, war doch nicht so leicht, wie sie sich das vorgestellt hatte.

Als Caleb schließlich mit dem Zehnjährigen zurückkehrte, stand das fertige Rührei bereits auf dem Esstisch, zusammen mit großen dicken Brotscheiben. Als hätte sie seit Jahren nichts gegessen, verschlang Libby alles auf ihrem Teller. Sobald alle fertig gefrühstückt hatten, machte sich Caleb auf den Weg zum *Hill House*. Libby begann, Peter alles zu erklären.

Nachdem sie die Schiefertafel mehrmals gefüllt hatte, fühlten sich ihre Finger wund und steif an. Da begann Libby Bilder zu skizzieren, froh über den Zeichenunterricht, den sie bekommen hatte, als sie in Chicago lebte. Immer wenn Peter verstand, nickte er, und Libby fuhr fort. Mehrere Male zeigte er ihr eine hilfreiche Gebärde. Wie zuvor war Libby erstaunt, wie schnell er kapierte.

»Und wir gehen zu dem Zug, mit dem Jordan fahren wird?«, fragte Peter schließlich.

»Jemand vom *Hill House* wird ihn dorthin bringen«, schrieb Libby.

»Fahren wir dann auch mit jenem Zug?«

Alle Fragen, die Libby hatte, stürzten auf sie ein. *Was ist mit Papa und der »Christina«? Was, wenn wir das Geld nicht finden und Papa das Schiff verliert? Allein schon beim Gedanken daran zog sich Libby der Magen zusammen. Muss ich mich entscheiden zwischen Jordan und dem, was mit meinem eigenen Vater geschehen wird?*

Libby war hin- und hergerissen, daher wollte sie sich

gegenüber Peter nicht festlegen. Mit den Handflächen nach oben zuckte sie mit den Schultern.

»Wenn wir nicht auf Jordan aufpassen, was geschieht dann mit ihm?«, fragte Peter.

Libby seufzte. Beschämt drehte sie sich von diesem kleineren Jungen ab, der so viel reifer erschien als sie.

*Jordan und Micah können mehr als irgendjemand sonst, den ich kenne*, sagte sie sich selber. *Sie werden problemlos einen sicheren Ort finden. Sie brauchen uns nicht. Wir könnten ihnen sogar im Weg sein.*

Auf einmal fühlte sich Libby durch und durch müde. Sie ging ins Wohnzimmer, machte es sich auf einem großen Stuhl bequem und schloss die Augen. Doch sie stellte bald fest, dass ihre Müdigkeit nicht nur damit zu tun hatte, dass sie den größten Teil der Nacht wach gewesen war.

Obwohl sie schlafen wollte, blitzten immer wieder Bilder von Jordan vor ihr auf. Jordan auf dem Versteigerungspodest an dem Tag, an dem er an Riggs verkauft wurde. Jordan, wie er bei Nacht und Regen unterwegs war und seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwestern in Sicherheit brachte. Jordan, wie er im Wald kniete und wegen seinem Daddy weinte, der die eigene Freiheit hergegeben hatte, damit Jordan frei sein konnte.

Als Caleb vom *Hill House* zurückkehrte, setzte er sich, um mit Libby zu sprechen. »Edward Dexter ist immer noch hier. Er frühstückt im Speisesaal.«

»Wir müssen uns entscheiden, nicht wahr?«, fragte Libby.

Caleb erwiderte ihren Blick. »Was bedeutet uns mehr? Das Geld oder Jordan?«

Nun wusste Libby die Antwort. »Jordan ist unser Freund. Was wäre, wenn wir ihn nun zurücklassen und noch etwas schiefgeht?«

\*\*\*

Mit dem Versprechen, einander zu schreiben, verabschiedeten sich Libby und Frances voneinander. Dann begaben sich Libby, Caleb und Peter zum Bahnhofsgebäude von Brighton. Als sie auf die Bahn warteten, fragte Peter: »Was ist dieses große Holzding vor der Lok?«

Auf der Schiefertafel erklärte Caleb: »Das ist ein Kuhfänger. Kühe laufen in der Prärie frei herum. Sie sind ein Problem für die Züge.«

Dann wollte Peter wissen, wozu der riesige Wassertank neben den Gleisen da war.

»Die Lokomotive benötigt Wasser, genauso wie die Dampfmaschinen auf der *Christina*«, schrieb Caleb. »Deshalb werden neben den Gleisen so große Tanks – und auch Zisternen – aufgestellt, um Wasser zu speichern.«

Caleb zeigte Peter die nahe gelegene Zisterne. Der runde Betontank hatte einen Durchmesser von etwa drei Metern und war tief in den Boden gebaut, sodass man nur den oberen Teil sah. Ein flacher Holzdeckel lag auf der Öffnung, um zu verhindern, dass jemand hineinfiel. Ein Seil, das an einem Pfosten in der Nähe befestigt war, ging unter den Deckel. Libby vermutete, dass das andere Ende des Seils an einem Eimer befestigt war, damit man Wasser schöpfen konnte.

Als sie in den Zug einstiegen, fand Libby eine Stelle, wo sich zwei freie Sitze gegenüber von zwei weiteren freien Sitzen befanden. Sie und Peter saßen am Fenster. Caleb setzte sich neben Libby.

Kurz darauf signalisierte der Zug die bevorstehende Abfahrt. *Wie wissen wir, ob Jordan an Bord ist?*, fragte sich Libby. Dann rollte ein Mann einen Wagen, der voller Koffer und Kisten war, zum Gepäckwagen hinüber. Libby lehnte sich vor und beobachtete jede Bewegung. Schon bald sah sie, wie Jordan hinter einem Koffer in den Gepäckwagen schlich.

Aufgeregt gebärdete Peter den Buchstaben *J*. Libby lachte erleichtert. Jordan war dabei! Augenblicke später tuckerte die Lok aus dem Bahnhof. Dankbar dafür, dass alles in Ordnung war, lehnte sich Libby zurück. Sie nahm sich Peters Schiefertafel und schrieb eine Botschaft für ihn und Caleb darauf. »Wir treffen Jordan und seinen Vater in Springfield, und dann FEIERN wir!«

Peter hielt die Hände hoch und gebärdete: *Ja! Ja! Wir gewinnen!*

Einige Kilometer weiter stand er auf und ging nach vorne, um Wasser zu trinken. Als der Zug einen Ruck machte, schwankte er und konnte sich gerade noch rechtzeitig an der Lehne eines Sitzes festhalten. Die Jungen, die dort saßen, starrten zu Peter herauf.

»Entschuldigung«, sagte er und ging weiter. Doch die zwei Jungen, beide älter als Peter, schauten ihm hinterher.

Auf einem Tisch im vorderen Teil des Wagens befand sich ein bedeckter Eimer, neben dem ein Blech-

becher hing. Als Peter den Becher in die Hand nahm, ging einer der Jungen nach vorne. Er langte über Peters Schulter und schnappte sich den Becher.

Peter wirbelte herum und versuchte ihn zu packen. Der Bursche hielt den Becher in die Höhe und warf ihn dann seinem Freund zu.

»O-oh!« Caleb sprang von seinem Sitz auf. Libby folgte ihm.

Peter schaute die Jungen mit ärgerlichem Stirnrunzeln an. Unwillkürlich begann er zu gebärden und bewegte dabei seine Finger und Hände schnell.

Der erste Junge blickte erstaunt und machte einen Schritt zurück. Dann begann er zu lachen. Er stieß seinen Freund an und wackelte mit den Fingern, um Peter nachzuäffen.

Sofort hörte Peter auf zu gebärden. Sein Gesicht wurde rot vor Wut, und er hielt eine geballte Faust nach oben. »Macht euch nicht lustig über mich!«

»Oh! Der kleine Junge will einen Kampf!«, rief der Unruhestifter. »Den wirst du nicht so schnell vergessen!«

# Feuer!

Im nächsten Augenblick erreichte Caleb den Unruhestifter. »Nein!« Caleb packte den Burschen am Hemd und drehte ihn zu sich hin. Doch der Freund des Jungen warf die Fäuste in die Luft und war bereit, es sowohl mit Caleb als auch mit Peter aufzunehmen.

»Was ist los mit euch?«, fragte Caleb. »Was ist los mit euch, dass ihr auf jemanden losgeht, der halb so alt ist wie ihr?«

»Verschwinde!«, schrie der Unruhestifter. »Das geht dich nichts an!«

»Ihr rührt diesen Jungen nicht an!«, warnte Caleb.

»Wer sagt das?«

»Ich! Libby, hol den Schaffner.«

In kürzester Zeit war der Schaffner da und hinter ihm ein Mann mit einem buschigen Bart.

»Sagen Sie dem Lokführer, dass er anhalten soll«, ordnete der zweite Mann an. Er hatte einen starken irischen Akzent. »Wir setzen die Jungen hier ab.«

»Das können Sie uns nicht antun!«, rief der erste Rowdy.

»In Herrn Godfreys Zügen werden keine Kämpfe ausgetragen. Bis zur nächsten Ortschaft müsst ihr nur acht bis zehn Kilometer zu Fuß gehen.«

Als der Zug mit kreischenden Bremsen zum Stehen kam, führte der Mann mit dem irischen Akzent die Jungen zu einem Ausgang. Augenblicke später standen die zwei Unruhestifter neben den Gleisen und starrten dem Zug verärgert nach.

»Wer sind Sie?«, fragte Caleb, als der Mann zurückkehrte.

»Allan Pinkerton, zu Ihren Diensten. Die *Pinkerton Detective Agency*.« Er grinste und wiederholte dann den Slogan der Detektei. »Das Auge, das nie ruht.«

»Ich wollte Sie schon immer kennenlernen«, sagte Caleb.

Schnell schrieb Libby auf die Schiefertafel. Als Peter verstand, streckte er seine Hand aus, und Herr Pinkerton schüttelte sie.

»Danke«, sagte Peter feierlich. »Ich bin froh, dass Sie da sind.«

Libby, Caleb und Peter hatten gerade wieder Platz genommen, als Caleb aufstöhnte. »Ich kann kaum glauben, dass mir das passiert ist!«

»Wovon sprichst du?«, fragte Libby.

»Ich habe die Pferde vergessen. Wie konnte ich nur so nachlässig sein?«

Libby starrte ihn an. »Die Pferde?«

»Dr. Browns Pferde. Annie und das andere, das Jordan genommen hat. Erinnerst du dich? Wir haben ihre Führstricke an eine Baumgruppe gebunden, sodass sie nicht davonlaufen würden, als Jordan und Micah ins Haus gingen. Dann ging alles so schnell, dass ich vergessen habe, Frances zu sagen, wo die Pferde sind.«

»Oh, Caleb!«

»Ich hab sie ohne Futter und Wasser dort gelassen.«

»Frances wird sie schon finden«, meinte Libby.

»Wir haben sie an einer wirklich guten Stelle versteckt. Jordan und ich haben darüber gesprochen. Wir wollten nicht, dass jemand die Pferde stehlen würde.«

»Dr. Brown wird sie finden«, sagte Libby.

Doch Caleb war sich da nicht sicher. »Ich muss aussteigen. Ich nehme den nächsten Zug nach Brighton und treffe euch dann in Springfield.«

»Aber das kann Stunden dauern!«

»Jepp! Stunden, in denen die Browns ihre Pferde nicht finden. Stunden, in denen die Pferde kein Futter und Wasser haben.«

»Aber was ist mit Riggs?« Libby war nun wirklich beunruhigt. »Er ist wahrscheinlich immer noch in Brighton und schnüffelt herum. Er kennt dich, Caleb! Er weiß, dass du etwas mit Jordans Flucht zu tun hattest. Riggs wird alles tun, um dich an deinem Vorhaben zu hindern!«

»Libby, die Browns waren echt nett zu uns allen. Ich will ihnen nicht schaden.«

»Caleb, es ist gefährlich, wenn du zurückgehst.« Libbys Stimme war leise. »Die Sklavenfänger in dieser Gegend kennen dich nun auch. Sie wissen, dass du auf den Straßen von Alton mit einem flüchtigen Sklaven unterwegs warst und dabei so tatest, als wäre es in Ordnung.«

»Ich habe keine andere Wahl, ich muss zurück«, beharrte Caleb. »Jordan ist nun in Sicherheit. Er muss sich nur auf dem Gepäckwagen verstecken bis Springfield. Außerdem ist Herr Pinkerton hier. Falls es Schwierigkeiten gibt, hilft er euch.«

»Falls Riggs und die Sklavenfänger beweisen können, dass du zwei flüchtigen Sklaven geholfen hast, werden sie dich verhaften!«

»Und Dr. Brown und seine Familie riskieren alles, was sie haben, um flüchtigen Sklaven zu helfen.«

»Deine Großmutter, Caleb«, sagte Libby in der Hoffnung, dass es Caleb davon abhalten würde, etwas zu tun, wovon sie wusste, dass es gefährlich war.

»Grüße sie herzlich von mir«, antwortete Caleb leise. »Wir sehen uns bei der *Colored Baptist Church* in Springfield.«

Bei der nächsten Haltestelle sprang Caleb auf den Bahnsteig. Draußen drehte er sich nochmals um und winkte Libby und Peter zu. Dann eilte Caleb ins Bahnhofsgebäude.

Schon bald tuckerte die große schwarze Dampflokomotive aus dem Bahnhof. Als das Gebäude hinter ihnen kleiner und kleiner wurde, fühlte sich Libby verloren und allein. Sie verbrachte gerne Zeit mit Caleb. Sie mochte ihn als Freund, aber es war mehr als das. Immer wenn sie Angst hatte, verließ sie sich auf Calebs Hilfe.

Nun schaute Peter zum Fenster hinaus und versuchte alles zu sehen. Libby lehnte sich zurück. Ihr einziger Gedanke war nun, wie gut sich ihr Bett auf der *Christina* anfühlen würde. Der Eisenbahnwagen wurde jede Minute wärmer.

Als der Zug schneller fuhr, wurde Asche durch die offenen Fenster hereingeweht. Bei ihrem Anblick fielen Libby schaurige Geschichten ein. Oft blieb Asche in den Holzschwellen unter den Gleisen hängen und entzündete sich, wenn die Bedingungen günstig waren. Steppenbrände waren keine Seltenheit in den Gebieten, durch die die Züge fuhren.

Der zundertrockene Tag machte Libby nervös. *Was würde geschehen, wenn eine Lok am falschen Ort Asche fallen lässt?*

*Albern!* Libby versuchte den Gedanken zu verdrängen. *Du machst dich verrückt.*

Trotzdem mochte sie die schwarzen Staubflecken nicht, die sich auf ihrem Kleid verteilten. Peters Hemd sah bereits schmutzig aus. Libby stand auf und schloss das Fenster neben ihr.

Doch schon bald wurde die Hitze so unerträglich, dass Libby das Fenster erneut öffnete. Der heiße Wind war besser als gar keine Luft.

Beim Bau der Eisenbahnstrecke nach Springfield hatte Herr Godfrey etwa alle fünfzehn Kilometer ein Dorf eingeplant. Zwischen den Ortschaften erstreckte sich in alle Richtungen ebenes weites Land. Als Libby sich wieder auf den Sitz zurücklehnte, schaute sie zu, wie sich das ein bis anderthalb Meter hohe Gras im Wind wiegte.

Nun, in der ersten Augustwoche war das Gras trocken, doch unzählige Blumen blühten in der Prärie. Mehrmals machte Peter Libby auf die blauen, weißen und vereinzelt auch roten Blumen aufmerksam.

Im nächsten Dorf hielt die Lok neben dem hohen Turm in Gleisnähe. Ein Mann senkte das Ausgussrohr und ließ Wasser aus dem Tank in den Tender – den Wagen gleich hinter der Lok – fließen.

Während Passagiere den Wagen verließen, blieb Allan Pinkerton stehen, um mit Libby und Peter zu sprechen.

»Ich muss hier aussteigen«, sagte er. »Aber ihr werdet kaum mehr von irgendwelchen Unruhestiftern belästigt werden.«

Innerlich stöhnte Libby. Als Caleb den Zug verließ,

hatte er mit Herrn Pinkerton gerechnet, falls sie und Peter Hilfe brauchten.

Erneut versuchte Libby den Gedanken zu verdrängen. *Alles läuft gut. In kürzester Zeit kommen wir in Springfield an. Aber für den Fall ...*

»Noch etwas«, sagte sie schnell. »Wir suchen einen Betrüger, der meinem Vater und einer Kirche in Galena Geld gestohlen hat. Was sollen wir tun, falls wir ihn finden?«

Herr Pinkerton rieb seinen buschigen Bart und dachte darüber nach. »Falls der Mann lange genug an einem Ort bleibt, sodass ihr ihn anklagen könnt, müsst ihr eure Anschuldigungen beweisen können.«

»Ich kann Ihnen den genauen Geldbetrag nennen, den er Papa und Jordan gestohlen hat.«

»Das wäre hilfreich«, meinte Herr Pinkerton. »Aber weißt du, wie man das gestohlene Geld identifizieren könnte?«

»Tintenflecken!«, rief Libby aus. »Der Pfarrer von Jordans Kirche sagte, dass sich auf etwa zehn Scheinen Tintenflecken befinden.«

Herr Pinkerton blickte erfreut. »Wenn ihr es schafft, Geldscheine mit Tintenflecken darauf zu finden, habt ihr einen Anhaltspunkt.«

Zum ersten Mal auf ihrer Suche nach dem gestohlenen Geld hatte Libby das Gefühl, dass sie einen Schritt vorwärtskamen.

Dann warnte Herr Pinkerton sie. »Macht keine Dummheiten! Blinder Eifer schadet nur. Ein törichter Mann stürzt sich dort hinein, wo Engel sich nicht hintrauen. Doch ein mutiger Mann handelt weise in

Gefahr. Also: Ich wünsche euch, dass ihr mit den zehn Zehen eurer Füße nicht in Schwierigkeiten lauft.«

»Wir geraten ziemlich sicher in Schwierigkeiten.« In jenem Augenblick hatte Libby keinerlei Zweifel daran.

»Können wir Sie irgendwie erreichen?«

Herr Pinkerton griff in seine Tasche und zog eine Karte seiner Agentur in Chicago hervor. Auf die Rückseite schrieb er eine Adresse. »Ich versuche, in einigen Tagen wieder in Springfield zu sein. Ich übernachtete bei einem Freund. Ihr könnt mich hier erreichen.« Dann war Herr Pinkerton verschwunden.

Während Arbeiter Güter aufluden, blickten Libby und Peter aus dem Fenster und nahmen alle Passagiere, die sich dem Zug näherten, unter die Lupe. Ein Mann mit gekrümmten Schultern stand neben dem Gepäckwagen. Er trug Latzhose und Strohhut eines Arbeiters auf einem Bauernhof und stützte sich auf einen dicken Holzstock. Als die anderen afro-amerikanischen Passagiere einstiegen, blickte der Mann immer noch am Gleis entlang. Erst als er sich auf den Gepäckwagen hochzog, sah Libby die Seite seines Gesichts.

Nachdem der Mann verschwunden war, dachte Libby immer noch an ihn. Einmal hatte sie Jordan gesehen, wie er einen alten Mann nachgeahmt hatte. Ohne jenes Bild im Kopf hätte sie wahrscheinlich nicht vermutet, dass der Arbeiter Jordans Vater war. Doch nun brach Libby in Gelächter aus.

Sie nahm Peters Schiefertafel und schrieb die guten Neuigkeiten: »Micah Parker ist eben in den Gepäckwagen gestiegen.«

Peter grinste. »Er war derjenige, der wie ein alter Mann aussah?«

Libby schrieb schnell auf die Schiefertafel: »Da bin ich mir sicher. Jordan und sein Daddy sind IN SICHERHEIT!«

Erneut tuckerte die Lok vom Bahnhofsgebäude los. Allein schon beim Gedanken an das glückliche Wiedersehen im Gepäckwagen wäre Libby am liebsten in Jubel ausgebrochen. Was ging Jordan wohl gerade durch den Kopf, als er seinen Vater erkannte?

»Springfield, wir kommen!«, schrieb Libby auf die Schiefertafel. »Jetzt müssen wir nur noch aussteigen und die *Colored Baptist Church* finden.«

Libby war zuversichtlich, dass nichts mehr schiefgehen konnte. In Springfield würden sie alle wieder beisammen sein. Sobald Jordan und sein Vater Hattie, Serena, Zack und die kleine Rose trafen, konnte die Familie an einen Ort gehen, an dem sie ihr neues Leben in Freiheit beginnen konnte.

Dann fiel Libby etwas ein. Sogar wenn seine Familie beisammen wäre, würde Jordan nicht ruhen, bis sein Name reingewaschen war. Und sein Name konnte nicht reingewaschen werden, bevor Jordan das gestohlene Geld fand und es John Jones brachte.

*Und Papa. In zwölf Tagen muss er die doppelte Zahlung leisten. Kann er das nicht, verliert er die »Christina«.*

Wieder entmutigt lehnte sich Libby zurück und schloss die Augen. *Gibt es keine Möglichkeit, wie wir das Rätsel um den Schatz des Betrügers lösen können?*

Wie ein Wurm fraß sich ein Gedanke in Libbys Kopf

fest. *Jordan und sein Vater sind gut ohne uns ausgekommen. Wir hätten diesen Zug nicht nehmen müssen. Caleb und ich hätten in Brighton bleiben können, um zu versuchen, den Betrüger zu fangen.*

Libbys Gedanken kreisten und kamen immer wieder zu demselben Ergebnis: *Wir haben die falsche Wahl getroffen, und alles umsonst!*

Gerade als Libby langsam einschlief, wurde sie von Peter angestupst. *Hör auf, mich zu nerven*, dachte sie im Halbschlaf. *Lass mich in Ruhe!*

Peter zog sie am Arm. »Libby! Schau doch!«

Der Anflug von Panik in seiner Stimme weckte Libby vollends auf. Als sie die Augen öffnete, zeigte Peter aus dem Fenster. Neben dem Zug wiegte sich das hohe, trockene Präriegras im Wind hin und her. Aber weiter vorne und etwas weiter rechts rasten Flammen über das Gras.

»Feuer!«, murmelte ein Mann in der Nähe von Libby.

Aus dem vorderen Teil des Wagens kam der Schrei einer Frau: »Präriebrand!« Da sprangen die Leute auf und drängten sich in den Gang, um aus den Fenstern auf der rechten Seite zu schauen.

Mit quietschenden Bremsen kam der Zug zum Halten. Libby lehnte sich aus dem Fenster und sah, dass das Feuer nicht nur in weiter Entfernung war. Direkt vor der Lok war das Gras entlang der Gleise schwarz verkohlt, als wäre das Feuer dort ausgebrochen. Noch weiter vorne befand sich eine lange Gerüstbrücke, die über das Bett eines beinahe ausgetrockneten Baches führte. In der Nähe der Brücke züngelten Flammen an den Holzschwellen unter den Schienen.

»Jetzt nur keine Panik!«, rief der Zugbegleiter, als er durch den Wagen eilte. »Frauen, behalten Sie Ihre Kinder bei sich. Männer und Jungen – alle körperlich gesunden Leute – wir brauchen Ihre Hilfe!«

Es machte sich bereits ein Rauchgeruch bemerkbar, der durch die Fenster drang. Sobald sich die Türen öffneten, eilten Männer die Stufen hinunter. Libby packte ihren Jeansrock aus ihrer Tasche und folgte Peter aus dem Zug.

Die Männer entledigten sich ihrer Anzugjacken und Hemden, während sie zum Bach rannten. Mit Eimern in den Händen rannten Eisenbahner die Böschung hinunter. Im Nu bildete sich eine Reihe.

Libby folgte den anderen zum Wasser. Peter hatte bereits einen Platz in der Reihe eingenommen. Ein Mann stand im Bach und füllte Eimer. Von einer Person zur anderen wurden die Eimer weitergereicht, bis der vorderste Mann das Wasser auf die Flammen goss.

Als die leeren Eimer in der Reihe zurückgereicht wurden, ergab sich ein Rhythmus. Eimer füllen, weitergeben, leeren. Wasser wurde auf die brennenden Eisenbahnschwellen gegossen. Eimer wurden zum Bach zurückgereicht.

Libby schloss sich den Frauen, die ohne Kinder unterwegs waren, an und tauchte den Jeansrock, den sie aus ihrer Tasche genommen hatte, in den Bach. Beim Hinaufrennen hinterließ sie eine Wasserspur auf der Böschung. Auf der rechten Seite der Lok vergrößerte sich die Fläche verkohlten Grasses. Die Flammen rasten vom Wind gejagt über das hohe Gras und rasten über die Prärie. Aber einige Flammenzungen schlichen auch

an den Schienen entlang, als wollten sie den Zug erreichen.

Die Frauen reihten sich dort auf und schlugen ihre Umhängetücher oder andere geeignete Kleidungsstücke auf das brennende Gras. »Hier! Hier drüben!«, schrie eine Frau.

Als Libby sich der Reihe anschloss, wurden ihr ihre langen Haare ins Gesicht geweht. Als sie ihren nassen Rock gegen die Flammen schlug, spürte sie die Hitze. Ihre Kehle brannte vom Rauch.

Dann bekam sie einen Hustenanfall und musste sich zurückziehen.

Von hinten kamen die Rufe der Männer, die zusammenarbeiteten. »Schneller! Schneller!«, rief jemand. »Die Brücke! Das Feuer wandert Richtung Brücke!«, schrie ein anderer.

Um Libby herum arbeiteten die Frauen unbeirrt weiter. Allmählich konnten die Frauen das Feuer eindämmen.

*Peter!*, fragte sich Libby auf einmal. *Wo ist er?*

Von Panik ergriffen wirbelte sie herum, sah ihn dann jedoch weiter hinten in der Reihe, wie er den Männern in der Nähe der Gleise Eimer reichte. Libby atmete tief ein, froh, dass sie ihre Lungen von dem dichten Rauch befreien konnte. Es sah so aus, als siegten die Frauen langsam.

Doch als Libby zum Bach zurückkrannte, sah sie, dass in dem Bach kaum noch Wasser zurückgeblieben war. Vor ihr wurde nur ein halb voller Eimer weitergereicht. Ein anderer war nur zu einem Viertel gefüllt. Dann hörte Libby von hoch oben auf dem Tender einen Ruf.

»Hier oben! Werft mir einen Eimer zu!«

Jordan kniete auf dem Tender, dem riesigen Wassertank hinter der Lok. Er hatte bereits den schweren Deckel beiseitegeschoben.

»Und ein Seil!«, schrie er, woraufhin man ihm eines zuwarf.

Schnell knotete Jordan das Seil um den Griff eines Eimers und ließ den Eimer dann in den Tender hinunter. Als er ihn vollgefüllt herauszog, formierte sich der Löschtrupp neu. Jordan zog seinen Eimer über die Seite des Wassertanks und ließ ihn bis zum Boden hinunter. Dort füllte ein Mann das Wasser in einen anderen Eimer, den er weitergab.

Immer wieder ließ Jordan seinen Eimer in den Wassertank hinunter, zog den Eimer herauf und ließ ihn zu den Männern am Boden hinunter. Vom Wind angefacht schlugen Flammen entlang den Holzschwellen in der Nähe der Brücke hoch. Am Ende der Reihe schüttete Jordans Vater Wasser auf die Flammen.

Libby tauchte ihren Jeansrock in das letzte bisschen Bachwasser, zog ihn tropfend heraus und rannte zur Reihe der Frauen zurück. Der Wind hatte nun gedreht, und die Flammen, die sich vorher entfernt hatten, kehrten zurück. In einem großen Bogen kam das Feuer auf den hinteren Teil des Zugs zu.

Libby brach in Panik aus. *Feuer vor uns. Feuer hinter uns? Wir werden bald vom Feuer eingeschlossen sein!*

Auf ihrem Weg durch die Prärie verzehrten die Flammen neues Gras. Als die Reihe der Frauen ihre Position veränderte, schlug Libby erneut ihren Rock auf den Boden. Inzwischen schmerzten ihre Arme. Rauch

stieg rund um sie auf und nährte ihre Angst. *Wie kann ich nur meinen Platz in der Reihe halten?*

Von Schrecken erfüllt warf sie einen Blick zum Zug zurück. Zwei Männer standen hinter dem letzten Wagen. Zuerst dachte Libby, sie bildete sich etwas ein. Sah sie dort zwei Männer, die nichts taten, während alle anderen mithalfen, den Brand zu löschen?

Als der Rauch sich hob, war einer der Männer verschwunden, doch Libby erkannte den anderen.

*Riggs! Riggs, der dastand, während alle Leute um ihn herum bis zur Erschöpfung arbeiteten?*

Einen Augenblick lang starrte Libby ihn an. Dann flammte das Feuer vor ihr wieder auf. Verzweifelt arbeitete Libby weiter.

Gerade als sie das Gefühl hatte, dass sie nicht mehr konnte, stand Peter neben ihr. Er war zwar dünn, aber stark und schlug sein nasses Hemd auf den Boden. Libby fühlte sich gleich besser, als sie Peter dastehen sah. Seite an Seite arbeiteten sie, bis der Boden um sie herum schwarze Asche war. Die letzte Flamme war gelöscht.

In jenem Augenblick begann ein großes Freudengeschrei. Auf den Eisenbahnschwellen bei der Brücke hoben Männer die Arme vor Freude über den Sieg. Die Kleidungsstücke hinter sich her ziehend, mit denen sie das Feuer bekämpft hatten, stolperten erschöpfte Frauen zur Lok.

Um sich herum sah Libby ihre schwitzenden, vom Ruß geschwärzten Gesichter. Ihre zerrissenen und schmutzigen Kleider. Ihre Blasen an den Händen, ihr im Wind durcheinanderfliegendes Haar.

Die Männer, die ihre Hemden ausgezogen hatten, waren so schmutzig und müde wie die Frauen. Und auch einige von ihnen hatten angesengte Haare oder Augenbrauen. Andere hatten Striemen im Gesicht und Blasen auf der Haut.

Dann, als ob alle miteinander im selben Augenblick dasselbe dächten, drehten sich alle in eine Richtung. Alle schauten sie zum Tender hinauf, wo Jordan immer noch mit einem Eimer Wasser in den Händen kniete.

Als sich Jordan auf den Boden fallen ließ, klopfen ihm einige Männer auf die Schulter. Andere schüttelten ihm die Hand. Frauen dankten ihm. Doch Libby blickte sich um. Am Rand der Menge stand Riggs und beobachtete Jordan.

## Herrn Lincolns Springfield

Libby nahm Peter am Arm und trat hinter die Lok aus Riggs' Blickfeld. Schnell gebärdete sie ein *J* für Jordan, dann ein *R* für Riggs.

Peter nickte – er hatte verstanden.

Als sie Jordan zu warnen versuchten, hatte er sich bereits davongeschlichen. Libby konnte nur Vermutungen darüber anstellen, wie der Sklavenhändler es geschafft hatte, diesen Zug zu besteigen. Riggs konnte ihm unmöglich gefolgt sein. *Es sei denn ...*

Libbys Gedanken wirbelten durcheinander. Klar wie ein Glockenläuten erinnerte sie sich an die Worte des Sklavenhändlers an Micah: »*Ich habe deinen Jungen gesucht und dich gefunden!*«

Während die Eisenbahner überprüften, ob die Gleise und die Brücke gefahrlos benutzt werden konnten, füllte einer der Passagiere die Eimer mit Wasser. Die Leute begannen sich den Schweiß und den Schmutz abzuwaschen. Als Libby sich das saubere Wasser über Gesicht und Arme spritzte, spürte sie eine willkommene Frische nach der Hitze des Feuers.

Nachdem Peter sich fertig gewaschen hatte, zog er sein Hemd an und sah sich um. Libby blickte in dieselbe Richtung und bemerkte, wie Jordans Vater in den Gepäckwagen stieg. Erneut ging er gebeugt wie ein alter Mann, aber während des Brands hatte er sein hilfloses Erscheinen vergessen. Libby hatte keinen Zweifel daran, dass Riggs auch Micah Parker gesehen hatte.

Allein schon wenn sie an Jordans Vater dachte,

schnürte es ihr die Kehle zusammen. Stunden bevor die anderen von ihnen den Zug nach Springfield bestiegen hatten, hatte er Dr. Browns Haus verlassen. Der »Schaffner« der »Untergrundbahn«, der Micah geholfen hatte, war eine weite Strecke gefahren, um ihn auf diesen Zug zu bringen. Wenn der Brand nicht gewesen wäre, wären Jordan und Micah beide im Gepäckwagen sicher gewesen.

Als der Lokführer das Abfahrtssignal gab, folgten Libby und Peter den restlichen Passagieren in den Zug. Als sie sich wieder an ihre Plätze begaben, bemerkte Libby, dass Peters blonde Haare in der Nähe der Stirn versengt waren. Abgesehen davon schien es ihm gut zu gehen.

Libby nahm die Schiefertafel und schrieb ihm: »Nachdem wir zusammen das Feuer bekämpft haben, bist du wie ein Bruder für mich.«

Peter grinste zustimmend, fragte dann aber: »Was tun wir wegen Riggs?«

Mit wachsendem Schrecken drehte Libby die Handflächen nach oben und zuckte mit den Schultern. Sie wusste es nicht.

*Wir brauchen dich, Caleb!*, wollte sie herausschreien. Ebenso benötigten sie Allan Pinkertons Hilfe.

So schlimm der Brand auch war – Riggs zu sehen, beunruhigte Libby sogar noch mehr. Gerade in diesem Augenblick, hier im Zug, versammelte er vielleicht Sklavenfänger, die ihm helfen würden. Wie ein Löwe, der seiner Beute auflauert, würde sich Riggs auf Jordan und Micah Parker stürzen, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu bot.

*Es gibt nur eine Lösung des Problems, dachte Libby. Irgendwie müssen Jordan und sein Vater den Zug vor Riggs verlassen.*

Dann, wie an einen Albtraum, der nach dem Erwachen Wirklichkeit geworden war, erinnerte sich Libby daran, dass sie *zwei* Männer am hinteren Ende des Zugs stehen gesehen hatte. Einer war Riggs gewesen. Wer war der andere? Der Rauch war zu dicht gewesen, ihre Angst zu groß, als dass sie es wissen konnte. War er ein Freund oder ein Feind?

*Jede Person, die nicht hilft, einen Brand zu löschen, muss ein Feind sein, dachte Libby. Was noch schlimmer war: Wer auch immer dieser Mann war – er befand sich ebenfalls im Zug.*

Als Libby das *Tschu-tschu-tschu* des wieder anfahrenen Zugs hörte, erinnerte sie sich an noch etwas anderes – jedoch nur schwach, nicht gut genug, um sich sicher zu sein. Standen nicht zwei Reisetaschen auf dem Boden neben dem zweiten Mann? Wenn ja, dann wusste Libby, wer das war. *Aber ich muss Gewissheit haben!*

Von ihrem Platz aus drehte Libby sich um, damit sie alle Leute, die hinter ihr saßen, sehen konnte. Dann schaute sie nach vorn und ließ ihren Blick von einer Person zur nächsten schweifen. Da sie kein bekanntes Gesicht erblickte, fragte sich Libby, ob sie es wagen konnte, durch die anderen Wagen zu gehen.

Doch das war gefährlich. *Falls Riggs mich sieht, weiß er dann, dass ich Kapitän Norstads Tochter und Jordans Freund bin?*

Libby dachte darüber nach und versuchte sich an

alle Situationen zu erinnern, in denen sie den grausamen Sklavenhändler gesehen hatte. Soweit sie wusste, hatte Riggs sie nur einmal mit Jordan gesehen – in jener Nacht im Frühling, bald nachdem sie auf Papas Schiff gezogen war. Würde Riggs sie wiedererkennen?

Schließlich fasste Libby einen Entschluss. *Dieses Risiko muss ich eingehen. Ich muss wissen, wer Riggs einen Hinweis gegeben hat.*

Schnell band sich Libby ihre Haube um, damit ihr auffälliges rotes Haar gut verdeckt war. Sie steckte die Haare, die sich um ihr Gesicht kräuselten, in die Haube. Dann steckte sie die langen Strähnen hinten in ihr Kleid und zog den Kragen hoch.

»Bin gleich zurück«, schrieb sie Peter und betrat daraufhin den Gang.

Der Zug fuhr nun schneller, vielleicht sogar knapp fünfzig Kilometer pro Stunde. Libby spürte das Rütteln der Räder unter ihren Füßen. Mit angehaltenem Atem ging sie in den nächstvorderen Wagen. Als sie dort niemanden erkannte, ging sie weiter durch diesen Wagen hindurch in den nächsten.

Schließlich entdeckte sie Riggs. Langsam ging sie den Gang entlang, doch genau in jenem Augenblick, in dem sie Riggs erreichte, schwankte der Wagen. Libby taumelte. Sie verlor beinahe das Gleichgewicht, konnte sich aber gerade noch an der Sitzlehne vor dem Sklavenhändler festhalten.

Libby wagte kaum zu atmen und wartete, bis der Wagen sich stabilisiert hatte. Dann ging sie weiter und versuchte, dabei so auszusehen, als wäre nichts passiert. Im nächsten Wagen bemerkte Libby den Hinter-

kopf eines Mannes. Etwas an der Art und Weise, wie er dasaß, schien ihr vertraut. Dann fielen Libby die Farbe seines Anzugs und sein teuer aussehender Hut auf. Ja, daran konnte sie sich vom Brand her erinnern.

*Der Betrüger, Edward Dexter!*

Rasch drehte Libby sich um und ging durch die Wagen zurück, bevor er sie bemerkte. *Wie konnte Dexter nur den Zug besteigen, ohne dass wir ihn gesehen haben?*

Dann wurde Libby klar, dass es einfach gewesen war. Der Betrüger konnte Teil der großen Gruppe gewesen sein, die in Brighton zugestiegen war. Der Schaffner hatte einige Leute nach vorn und andere nach hinten in verschiedene Wagen geschickt.

*Dexter. Der Mann, der Papa Geld gestohlen hat. Der Mann, der Jordan Geld gestohlen hat. Und nun der Mann, der das Verbindungsglied zu Riggs ist.*

Als Libby sich wieder zu Peter setzte, dachte sie ans Telegrafenamnt in Alton zurück. *Der Betrüger hat RIGGS eine Botschaft geschickt. Dexter muss gesehen haben, wie Jordan die »Christina« verließ. Aber was geschah in Brighton?*

Libby dachte darüber nach. Hatte der Betrüger gesehen, dass sich Jordan auf einem Wagen versteckt hielt, der Gepäck zum Zug brachte? Falls Dexter aus dem ersten Stock des Gasthauses heruntergeschaut hatte, könnte er Jordan zwischen den Koffern versteckt gesehen haben. Der Betrüger musste Riggs nur darauf hinweisen, jenen Zug zu besteigen.

Auf Peters Schiefertafel schrieb Libby: »Edward Dexter.«

»Hier? Im Zug?«, fragte Peter.

Als Libby nickte, trat ein Schatten in Peters Augen.

Etwa alle fünfzehn Kilometer kam der Zug in einer der Ortschaften an, die in der Prärie verteilt waren. Jedes Mal, wenn der Zug anhielt, trat Riggs auf den Bahnsteig hinaus. Er behielt die Türen des Gepäckwagens im Auge, bis der Zug wieder weiterfuhr.

Bei jedem Halt wurde Libby nervöser. Schon bald würden sie in Springfield ankommen. Jordan und sein Vater würden gezwungen sein, den Wagen für alle sichtbar zu verlassen.

»Bist du dir sicher, dass Jordan weiß, dass er in Gefahr ist?«, fragte Peter.

»Ich bin mir sicher«, schrieb Libby auf die Schiefertafel. »Er hat Riggs während des Feuers bestimmt gesehen.«

*Aber was ist, falls Jordan Riggs nicht gesehen hat?* Schon allein die Vorstellung, dass er möglicherweise nichts von der Anwesenheit des Sklavenhändlers wusste, machte Libby Angst.

In jenem Augenblick hörte sie das Quietschen von Bremsen. Als der Zug kreischend zum Stehen kam, stockte Libby der Atem. *Noch ein Brand?* Auch hier sah das hohe Präriegras staubtrocken aus.

Diesmal blickten die Leute auf beiden Seiten aus den Fenstern. Libby lehnte sich hinaus, nahm jedoch nichts Ungewöhnliches wahr. Als sie zurückblickte, bemerkte sie, dass sie gerade über eine kleine Gerüstbrücke gefahren waren, die ein trockenes Flussbett überspannte.

In jenem Augenblick bemerkte Libby eine Bewegung – Jordan, der vom Gepäckwagen sprang. Er

rannte ganz nah am angehaltenen Zug und schlüpfte hinter den letzten Wagen. Augenblicke später rollte er die Böschung hinunter und verschwand unter der Brücke aus dem Blickfeld.

Erleichtert atmete Libby tief ein. Aus welchem Grund auch immer der Zug anhalten musste – das hatte Jordan gerade genug Zeit gegeben. Hoffentlich fuhr der Zug nun weiter, bevor Riggs auf Jordans Flucht aufmerksam wurde.

»Hast du das gesehen?«, flüsterte Peter. »Jordan ist entkommen!«

Bald ging der Schaffner durch den Zug. »Wir sind mit einer Kuh zusammengestoßen, die auf den Schienen herumlief. Der Kuhfänger hat die Lokomotive vor Schäden geschützt. Die Schienen sind in einer Minute wieder frei.«

Während sie warteten, fingerte Libby nervös am Stoff ihres Rockes herum. Endlich spürte sie, wie sich der Zug mit einem Ruck in Bewegung setzte und langsam wieder beschleunigte. Als Libby sich schließlich zurücklehnte, flüsterte Peter: »Jordans Daddy?«

»Er wird auch bald gehen«, schrieb Libby. Sie glaubte, dass Micah Parker sichergehen wollte, dass Jordan vor ihm den Zug verlassen konnte und in Sicherheit war.

Bei der nächsten Ortschaft blickte Libby hinaus, sobald der Zug anhielt. Zu ihrer Bestürzung trat Riggs erneut auf den Bahnsteig. Als er Wache hielt und dann wieder einstieg, wusste Libby, dass bis Springfield nur noch wenige Ortschaften blieben. Wann wollte Micah handeln?

Beim nächsten Dorf schaute Libby erneut hinaus. Wieder sah sie Micah nicht hinauspringen, sondern Riggs auf den Bahnsteig treten. Nach kurzer Zeit ging Riggs auf den Gepäckwagen zu, als wollte er überprüfen, ob Jordan und sein Vater immer noch im Zug waren.

Plötzlich sprang Micah Parker vom Gepäckwagen herunter. Als wollte er sichergehen, dass Riggs ihn sah, rannte Micah über den Bahnsteig, wo er von jedermann gesehen werden konnte.

»Stopp!«, rief Riggs.

Stattdessen rannte Micah auf das Ende des Bahnhofs zu.

»Stopp!«, schrie Riggs. »Entlaufener Sklave!«

Der Mann, der Gepäck von einem Wagen auf den Zug verlud, drehte sich neugierig um. Ein Passagier mit einem hohen Hut schaute zu, wie Micah flüchtete. Frauen zogen ihre Kinder wortlos näher zu sich heran.

Als niemand Anstalten machte zu helfen, rannte Riggs los. Das schien so unpassend für diesen Mann, dass es Libby erstaunte. Er vergaß seine übliche Würde und rannte Jordans Vater hinterher. Als Micah Parker um die Ecke des Bahnhofs verschwand, holte Riggs auf.

Kurz darauf hatte der Arbeiter seinen Wagen mit Gepäck abgeladen. Der Lokführer blies ein Warnsignal.

»Riggs kommt bestimmt zum Zug zurück«, schrieb Libby Peter.

Doch er kam nicht. Stattdessen verließ der Zug den Bahnhof ohne ihn.

Libby und Peter blickten aus dem Fenster, bis die Ortschaft außer Sichtweite war. Einen Augenblick lang

glaubte Libby von ganzem Herzen, dass Jordans Daddy entkommen war. Im nächsten Augenblick war sie wieder zutiefst beunruhigt.

»Was, wenn Micah Parker stolperte und hinfiel?«, schrieb sie Peter. »Was, wenn Männer, die die Belohnung wollen, Riggs rufen hörten?« Erneut hatte Micah seinen Sohn beschützt – diesmal, indem er herausgesprungen war, bevor Riggs entdeckte, dass Jordan weg war.

Den restlichen Weg bis Springfield dachte Libby darüber nach. Mit jedem *Ra-ta-tat* der Räder fragte sie sich: *Ist Jordans Vater entkommen? Oder wurde er wieder gefangen genommen?*

Als der Zug am Bahnhof Springfield ankam, spähte Libby aus dem Fenster, bis sie den Betrüger aussteigen sah. Dann betraten sie und Peter den Gang.

Eine Frau, die einen großen Korb trug, war vor ihnen und ging langsam auf den Ausgang zu. Libby folgte dicht hinter ihr und versuchte gleichzeitig aus dem Fenster zu blicken. Als Edward Dexter auf eine Reihe Einspanner zuging, war sich Libby sicher, dass er mit einem von ihnen davonfahren wollte.

»Dürfen wir bitte vorbei?«, fragte Libby die Frau, die immer noch den Gang versperrte.

Als Libby und Peter schließlich die Stufen erreichten, war der Betrüger bereits auf einen Wagen mit zwei Pferden gestiegen. Während der Fahrer die Zügel hob, schaute Libby sich ihn genau an. Sie und Peter rann-ten auf den letzten verbleibenden Wagen zu, doch ein Geschäftsmann erreichte den Fahrer vor ihnen.

Enttäuscht ließ sich Libby neben Peter auf eine Bank fallen. Als sich der Zehnjährige sein blondes Haar aus

den Augen strich, wurde Libby an Caleb erinnert. *Wo bist du, Caleb?, fragte sie sich. Wie lange wird es dauern, bis du nach Brighton und dann wieder zurück nach Springfield hier im Norden gereist bist?*

Wie lange auch immer es dauern würde – sie und Peter konnten nicht warten. Nun war es an ihnen, den Betrüger zu finden, bevor er gänzlich verschwand. *Bevor er das Geld unauffindbar versteckt!*

Libby wusste nicht, woher ihr der Gedanke kam, doch einer Sache war sie sich sicher. Der Betrüger würde das Geld nicht noch sehr lange mit sich herumtragen. Irgendwie, irgendwo würde er es an einem sicheren Ort verstauen – an einem Ort, an den er zurückkehren konnte, um das Geld zu holen, wann immer er wollte.

Libby nahm Peters Schiefertafel. »Wie können wir den Betrüger finden?«

»So, wie Riggs uns gefunden hat«, antwortete Peter.

Libby starrte ihn an und schrieb dann: »Warum bin ich nicht selbst darauf gekommen?«

*In Alton hat Riggs gesehen, wie wir die Kutsche genommen haben. Als der Fahrer zurückkehrte, stellte er ihm Fragen. Da er wusste, dass wir bis zur Mädchenschule gefahren waren, konnte Riggs leicht darauf kommen, dass wir nach Brighton wollten. Denn Brighton ist ein bekannter Zufluchtsort für Sklaven.*

Plötzlich wusste Libby, was zu tun war. »Wir warten hier«, schrieb sie Peter. »Wir bleiben genau hier, bis sein Fahrer zurückkommt.«

Libby war nicht überrascht, als Peter einfach nickte – er war bereits selbst auf diese Idee gekommen.

Die Zeit verging langsam, doch schließlich kamen Passagiere, Ladung und Kutschen für den nächsten Zug zurück. Unter den Fahrern befand sich auch derjenige, mit dem der Betrüger gefahren war.

»Wir müssen Herrn Dexter finden«, sprach Libby ihn an. »Wir haben gesehen, wie er mit Ihnen weggefahren ist, aber wir haben Sie verpasst. Können Sie uns dorthin fahren, wo Sie ihn hingebracht haben?«

»Es ist ziemlich weit«, erwiderte der Fahrer. »Habt ihr genug Geld?«

Libbys Mut sank. Sie hatte nur noch sehr wenig Geld übrig nach der Kutschenfahrt. Doch als sie herausnahm, was sie hatte, steuerte Peter seine eigenen Münzen bei.

»Das reicht«, meinte der Fahrer. »Steigt auf.«

Nachdem er eine Weile unterwegs gewesen war, fuhr er auf einen Friedhof. Als die Pferde an einem Hügel entlangritten, sagte der Fahrer ihnen: »Es war irgendwo hier in der Nähe, glaube ich.«

Von hier fiel der Hügel in verschiedene Richtungen ab. Zwischen den steilen Hügeln lagen schmale Täler oder Schluchten wie Falten in der Landschaft. Hier und da befanden sich Grabsteine.

Doch der Fahrer blickte immer noch prüfend um sich. »Das stimmt noch nicht ganz«, meinte er.

»Hü!«, rief er den Pferden zu und fuhr weiter.

Kurz darauf hielt der Fahrer erneut an, diesmal neben einem geglätteten Stück Erde nicht weit von der Straße entfernt. »Vielleicht ist das die Stelle«, vermutete er.

»Wir brauchen eine Schaufel«, flüsterte Peter Libby zu.

Libby achtete auf nahe gelegene Bäume und Sträucher und merkte sich die Stelle innerlich. »Ist Herr Dexter hier abgestiegen?«, fragte sie. Als der Fahrer den Kopf schüttelte, fragte Libby, ob er wisse, wo Herr Dexter übernachtete, während er in der Stadt ist.

»Er ist in der Nähe des Platzes ausgestiegen.«

*Wo er einen anderen Wagen genommen haben könnte, dachte Libby. Oder in alle Richtungen hätte gehen können.*

»Soll ich euch noch irgendwohin bringen?«, fragte der Fahrer.

Libby dachte daran, wie sie vorher verfolgt worden waren, und wusste, dass sie nicht nach der *Colored Baptist Church* fragen konnte. »Wir würden gerne das Kapitol vom Staat Illinois sehen«, sagte sie.

Als der Fahrer zum nächsten Mal anhielt, befanden sie sich vor einem großen, schönen Gebäude. Einige Stufen führten zu den hohen Steinsäulen hinauf, die die Decke über dem Eingang stützten. Darüber, in der Mitte des größeren Daches, befanden sich weitere Säulen und eine riesige Kuppel. Das Gebäude strahlte Stärke und Gewissheit aus – etwas, was Libby gegenwärtig brauchte. Beim Anblick des Gebäudes fühlte sich Libby besser.

Als sie auf dem Platz keine Kutschenfahrer vorfanden, nahm Libby die Schiefertafel und schrieb Peter schnell: »Warum, denkst du, ging der Betrüger zum Friedhof?«

»Um das Geld zu vergraben«, antwortete Peter.

»Am helllichten Tag?«

»Falls niemand sonst zugegen war.«

Libby erinnerte sich an das geglättete Stück Erde. Obwohl sich der Fahrer nicht sicher war, welche Stelle die richtige war, etwas hatte er genau gewusst: Der Betrüger hatte ein Interesse an Stellen, an denen der Boden aufgegraben worden war.

»Wenn wir eine Schaufel brauchen, dann braucht Dexter auch eine«, schrieb Libby. »Und etwas, worin er das Geld vergraben kann.«

»Er hat wahrscheinlich eine Truhe gekauft und ist mit einer anderen Kutsche zurückgekehrt«, sagte Peter.

Inzwischen waren sowohl Libby als auch Peter so hungrig, dass sie das Gefühl hatten, seit Wochen nichts gegessen zu haben. Sie schauten sich um und fanden eine Bank vor einem Herrenfriseurladen. Als sie die Sandwichs aufgegessen hatten, die Frances ihnen mitgegeben hatte, trat ein großer schlanker Mann mit dunkelbraunen Haaren und einem Zylinder auf dem Kopf aus dem Friseurladen.

Plötzlich blieb er genau vor Libby und Peter stehen. Er nahm seinen Hut ab und schaute die Papiere durch, die er im Hut mit sich trug. Dann, als er anscheinend gefunden hatte, was er brauchte, ging der Mann weiter.

Libby wurde neugierig. »Warum trägt dieser Mann Papiere in seinem Hut herum?«, fragte sie den Friseur, der herausgekommen war.

»Aber das ist Herr Lincoln«, erklärte er. »Abraham Lincoln. Als er in New Salem ein junger Postmeister war, trug er Briefe auf diese Weise. Er dachte wohl, dann seien sie sicher verstaut. Nun, da er Anwalt ist, trägt er wichtige Dokumente auf dieselbe Weise.«

Während Libby ihm zuschaute, überquerte Herr Lincoln die Straße zum Kapitol. »Kennen Sie ihn?«, wollte Libby wissen.

»Ja. Ich bin Billy Florville. Herr Lincoln ist mein Freund.«

»Können Sie mir noch eine Auskunft geben?«, fragte Libby. »Wir müssen die *Colored Baptist Church* in Springfield finden.«

»Die Mitglieder treffen sich in einem Haus«, antwortete Billy. »Es könnte dort jetzt gerade jemand zu Hause sein.«

Der Friseur erklärte ihnen den Weg, und Libby und Peter fanden heraus, dass es nicht weit zu Fuß war. Als sie sich dem Haus näherten, schaute Peter die Straße hinunter. Aufgeregt rief er: »Da ist Jordan!«

## Ein Trick?

Als Jordan Libby und Peter sah, begann er, ihnen entgegenzulaufen. »Mein Daddy?«, fragte er, sobald er bei ihnen war. »Was mit ihm ist?«

»Er hat den Zug zwei Haltestellen nach dir verlassen«, sagte Libby. »Er wartete, wie um sicherzugehen, dass Riggs ihn bemerkte. Dann rannte er über den Bahnsteig. Riggs rannte ihm nach.«

»Ist Daddy entkommen?«

Seitdem sie Micah Parker vor einigen Stunden zum letzten Mal gesehen hatte, hoffte Libby, dass er entkommen war. Sie wollte Jordan diese Hoffnung weitergeben. Doch Libby wusste, dass sie ehrlich sein musste.

»Das Letzte, was ich sah, war, dass dein Daddy voraus war.« Libby versuchte, ihren nächsten Gedanken zu verdrängen. *Und Riggs rannte schnell.*

Nachdem er die Böschung neben dem Gleis hinuntergerollt war, hatte sich Jordan unter der Brücke versteckt und war dann zur nächsten Ortschaft gegangen. Dort hatte er seine Gratis-Fahrkarte benutzt, um den nächsten Zug nach Springfield zu besteigen. Als Libby ihm vom Betrüger erzählte, begannen Jordans Augen zu leuchten.

»Los, besorgen wir eine Schaufel uns! Mal sehen, was finden wir!«

Als sie an die Tür des Hauses klopfen, das als Treffpunkt für die *Colored Baptist Church* diente, begrüßte sie die Frau, die dort wohnte. Jordan erzählte ihr sofort seine Geschichte.

»Wir werden nach deinem Daddy Ausschau halten«, versprach ihm die Frau. »Und nun, was braucht ihr? Eine Schaufel? Etwas zu essen? Eine Laterne? Es wird bald dunkel.«

Libby lächelte. Es fühlte sich gut an, jemanden zu haben, der sich um sie kümmerte.

Als Libby, Jordan und Peter zum Aufbruch bereit waren, bot ihnen die Frau an: »Wenn ihr einen Ort zum Übernachten braucht, kommt einfach zurück.«

Sie eilten die wenigen Kilometer zum Friedhof. Die Sonne neigte sich bereits langsam dem Horizont entgegen. Als sie schließlich an ihrem Ziel ankamen, warfen die Bäume und Grabsteine lange Schatten auf den Boden.

Peter warf einen Blick auf die Stelle, die der Fahrer ihnen gezeigt hatte, und sagte mit Bestimmtheit: »Das ist nicht die richtige Stelle.«

»Warum?«, schrieb Libby auf die Schiefertafel.

»Der Betrüger hätte Angst, auf dem Friedhof selbst zu graben.«

»Angst?« Die Vorstellung erschien Libby komisch. »Ein Friedhof sollte ein geschätzter Ort sein für Leute, die ihre Geliebten dort begraben haben.«

Dann fiel ihr etwas ein. Einige Mädchen in ihrer Schule in Chicago glaubten, dass es auf Friedhöfen spukte. Libby war sich sicher, dass diese Mädchen sich irrten.

»Dann schauen wir uns mal um«, sagte Jordan. Jordan hatte das die ganze Zeit schon gemacht – er schaute oft über die Schulter, als erwartete er, dass Riggs oder Dexter hinter einem Baum lauerten.

Doch Peter führte sie aus dem Friedhof heraus. Schon bald fanden sie genau das, wonach sie suchten – ein kleines quadratisches Stück Erde, das frisch aufgegraben worden war.

Während sich der Himmel im Westen orange und rot färbte, begann Jordan zu graben. Es dauerte nicht lange, bis die Schaufel auf Metall traf.

»Das ist es!«, schrie Jordan. »Eine gute, harte Kiste mit viel Geld!«

Bald hatte Jordan alle Erde vom Deckel entfernt. Er und Peter zogen gemeinsam eine kleine schwarze Truhe herauf. Jordans Gesicht leuchtete vor Aufregung. Die Sorgen, die er sich wegen des gestohlenen Geldes gemacht hatte, schienen von ihm abzufallen.

Libby wurde ganz aufgeregt. »Dein Name wird rein-  
gewaschen werden, Jordan!«, jubelte sie.

»Und Papa kann seine Zahlung für die *Christina* leisten!«

Als Jordan die Truhe schüttelte, gab sie kein Geräusch von sich. »Ganz viel Papiergeld drin!«, bemerkte er. Dann drehte er die Truhe um, und seine Aufregung verwandelte sich in Enttäuschung.

»Sie ist verschlossen!«

»Dann ist es bestimmt der Schatz des Betrügers!«, rief Libby aus. »Warum sonst wäre hier eine verschlossene Truhe vergraben?«

Trotzdem ließ sie ein beunruhigender Gedanke nicht los. *Was, wenn ich mich irre? Was, wenn die Truhe gar nicht Papas Geld und das, was Reverend Freeman den »Schatz des Herrn« genannt hat, enthält?*

Libby hatte Angst, dass sie beobachtet wurden.

Ängstlich schaute sie sich immer wieder um. Inzwischen schwand das orangefarbene Licht der untergehenden Sonne langsam. Im dämmerigen Grau zwischen Sonnenuntergang und Nacht schien jeder Baum jemanden zu verbergen – eine Person, die aufrecht hinter dem Baumstamm stand.

»Wir lassen den Schatz lieber hier«, meinte Libby.

»Hierlassen?« Jordan gefiel diese Vorstellung offensichtlich gar nicht.

»Wenn wir ihn mitnehmen, können wir nicht beweisen, dass der Betrüger ihn vergraben hat«, erwiderte Libby. »Wenn er zurückkommt, um ihn auszugraben, und wir ihn dabei beobachten ...«

Allein schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit jagte Libby Angst ein. In zwölf Tagen musste Papa seine Zahlung für die *Christina* leisten. Jordan musste das Vertrauen, das die Kirche in ihn gesetzt hatte, wiederherstellen. Entlaufene Sklaven in Chicago benötigten das Geld für die Schifffahrt nach Kanada. Doch als Libby den Zeitdruck spürte, fiel ihr etwas anderes ein.

Lebhaft erinnerte sie sich an eine Szene nach der anderen: Wie Papa auf dem Deck der *Christina* stand und Dexter daran hinderte, den Einwanderer zu betrügen. Wie Reverend Freeman sagte: »Wir wollen niemanden ungerechtfertigterweise beschuldigen.« Wie Caleb und Jordan in der Nähe von Elijah Lovejoys unmarkiertem Grab standen. Wie Dr. Brown Riggs inständig bat, einen Sklaven zu schonen. Wie Micah Parker seine eigene Freiheit für die seines Sohnes aufgab. All jene Männer – Papa, Reverend Freeman, Eli-

jah Lovejoy, Dr. Brown, Micah Parker – waren für etwas Wichtiges eingestanden.

Und auch Frauen: Priscilla Baltimore, wie sie flüchtige Sklaven über den breiten Mississippi ruderte und dafür sorgte, dass die Sklaven von Jesus erfuhren. Frances Brown, wie sie entlaufene Sklaven versteckte und ihnen auf dem Dachboden Geschichten aus der Bibel vorlas.

Libby nahm einen tiefen Atemzug. Was sie und Jordan und Peter tun mussten, schien im Vergleich zu allem einfach. »Wenn wir den Betrüger nicht aufhalten, wird er weiterhin Leuten schaden«, sagte sie.

Als sie es auch Peter erklärte, stimmte dieser zu. Jordan dachte einen Augenblick länger darüber nach und beschloss dann: »Wir müssen hierlassen das Geld, stimmt. Aber ich echt Angst hab, es im Boden zu lassen.«

Jordans Angst beunruhigte Libby noch mehr. Mehrmals hatte sie erlebt, wie gut Jordan den Herrn hörte. Mehrmals hatte ihnen diese leise Stimme in Jordan geholfen, den Weg zu finden. *Nun, da wir das Geld gefunden haben – was, wenn wir es wieder verlieren?*

Dann, als erriete Jordan Libbys Gedanken, sagte er: »Aber 's is' nich' der Herr, der mir macht Angst.«

Jordan und Peter nahmen je einen Griff in die Hand und senkten die Truhe wieder ins Loch hinab. Peter schaufelte die Erde wieder darüber. Jordan glättete sie, bis der Boden so aussah, wie sie ihn vorgefunden hatten.

Von diesem Augenblick an hielten die drei an dem Ort, an dem der Schatz vergraben war, Wache. Immer zu zweit warteten sie hinter einem großen Felsen und

einigen Sträuchern, stets in der Angst, dass sie den Betrüger verpassen würden, wenn er zurückkam. Männer der *Colored Baptist Church* lösten sie ab und hielten ebenfalls mit ihnen Wache.

Doch in dem Haus, dessen Adresse Allan Pinkerton ihnen gegeben hatte, war niemand anwesend. Das machte Libby noch nervöser. Papa wollte, dass sie, wenn nötig, bei einem Polizeibeamten oder jemandem in der Art Hilfe holten. Libby hoffte, dass Herr Pinkerton diese Hilfe sein konnte. Dann bemerkte sie, dass das Haus, in dem er übernachten wollte, einem Polizisten aus Springfield gehörte, und sie fühlte sich besser.

Als aus Montagabend Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und dann Freitag wurde, wurde Libby langsam immer müder und nervöser. *Was, wenn wir eine Kiste bewachen, die gar nicht der Schatz ist?*

Doch ihre Probleme waren weit größer als das. Ein Tag reihte sich an den nächsten, ohne dass Jordans Daddy Springfield erreichte. Mit jedem Tag schien Jordan dünner zu werden und schienen seine Augen vor Angst dunkler zu werden.

Hinzu kam, dass sich Libby, Jordan und Peter fragten, was mit Caleb geschehen war. *Wenn alles glattläuft, dauert die Fahrt von Brighton nach Springfield etwa zwei Stunden, dachte Libby. Wie kann eine zweistündige Fahrt nur eine ganze Woche dauern?*

Seitdem sie Caleb zum ersten Mal getroffen hatte, fürchtete Libby den Gedanken, dass jemand Caleb schaden könnte, weil er bei der »Untergrundbahn« arbeitete. Nun nagte in ihr die Frage, ob sich ihre schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet hatten.

*Wo bist du, Caleb?, wollte Libby aus tiefstem Herzen herausschreien. Bist du in Sicherheit? Was ist mit dir passiert?*

Tag für Tag bot die Familie, die in dem Haus wohnte, das von der *Colored Baptist Church* benutzt wurde, Libby, Jordan und Peter einen Übernachtungsplatz an. Während der ganzen Woche gab die Familie ihnen zu essen und ermutigte sie. Doch am Samstagmorgen wachte Libby mit dem Gefühl auf, dass sie es nicht ertragen konnte, auch nur einen Augenblick länger zu warten. *In genau einer Woche braucht Papa das Geld. Und wir müssen Papa immer noch aufsuchen und nach Galena kommen.*

Libby stieg aus dem Bett und ging zu einem Fenster hinüber. Als sie im Licht stand, betete sie: »Herr, ich bin immer von Caleb abhängig. Ich weiß nicht, was ich tun soll.« *Aber ICH weiß es.* Wie eine leise Stimme kamen die Worte. *Frag mich.* Sofort betete Libby: »Herr, ja, ich bitte dich, dass du es mir zeigst.«

In der Stille lauschte Libby. Von irgendwoher im Haus hörte sie eine Uhr schlagen. Von der Straße her drang das Rumpeln eines Wagens an ihr Ohr. Dann ganz aus der Nähe – so nah wie Libbys Gedanken – erinnerte sie sich an Calebs Vers: *»Der HERR ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der HERR ist meines Lebens Stärke, vor wem sollte ich erschrecken?«*

Schließlich wusste Libby, was sie beten konnte. »Herr, gerade jetzt, in diesem Augenblick, entschließe ich mich dazu, mich auf *dich* zu verlassen.«

Nach dem Essen an jenem Abend ging Libby allein

zu Jordan und Peter, die in der Nähe des Schatzes des Betrügers waren. Als sie schließlich den großen Felsen erreichte, war es dunkel. Zu ihrer Bestürzung waren weder Jordan noch Peter dort.

*Etwas ist passiert, dachte Libby. Warum ist Peter weggegangen? Warum ist Jordan nicht hier?*

Ihr erster Gedanke war, dass der Betrüger gekommen war, um den Schatz zu holen, und dass die Jungen ihm gefolgt waren. Doch die Erde war nicht aufgegraben.

*Wo bist du, Jordan?, hätte sie am liebsten laut geschrien. Wo bist du, Peter? Warum bist du nicht hier?* Libby drehte sich in alle Richtungen und versuchte irgendeinen Hinweis zu finden, wo sie sein konnten.

Angsterfüllt begann sie wieder zu beten. Es konnte nur einen Grund geben, dass beide weg waren. Etwas war schiefgelaufen.

Dann, während Libby betete, kam ihr plötzlich eine Erinnerung. Riggs, wie er während des Präriebrands beim hinteren Ende des Zuges gestanden hatte. Riggs, wie er mit dem Betrüger gesprochen hatte, während alle anderen verzweifelt gearbeitet hatten, um das Feuer zu löschen.

Plötzlich fiel Libby etwas ein, das sie zwar gesehen hatte, dem sie aber keine Beachtung geschenkt hatte. *Riggs hat dem Betrüger Geld gegeben. Warum?*

Entweder hatte der Betrüger bereits etwas für Riggs getan, oder der Betrüger hatte vor, etwas für ihn zu tun.

Wie ein Blitz kam Libby ein Gedanke. *Hat Edward Dexter Jordan irgendwie wegen seines Vaters hereingelegt?*

Allein schon beim Gedanken an so etwas Schreckliches geriet Libby in Panik. Mehrmals hatte Caleb gesagt: »Wenn Jordan Angst um seine Familie hat, handelt er nicht weise.«

Verzweifelt begann Libby umherzugehen. Als sie eine Hügelkuppe erreichte, umhüllte Dunkelheit die Bäume, Sträucher und schmalen Täler zwischen den Hügeln. Mit wachsender Angst spähte Libby in die Nacht und versuchte etwas zu erkennen.

Dann, als ginge jemand zu Fuß durch eine Schlucht, bemerkte Libby unter sich das Licht einer Laterne. Die Laterne bewegte sich von einer Seite zur anderen, als könnte die Person, die sie hielt, nicht auf einer Linie gehen. *Peter!*

Libby versuchte, das Licht nicht aus den Augen zu verlieren, und folgte ihm. Es konnte nur einen Grund geben, warum Peter den Schatz zurückließ. Er musste Jordan hinterhergehen. Das hieß, Jordan brauchte Hilfe.

*Aber was, wenn ich mich irre?, fragte sich Libby. Was, wenn das ein Trick ist, um uns vom Schatz wegzulocken? Was, wenn der Betrüger kommt, während wir alle weit weg sind? Wenn er den Schatz ausgräbt und verschwindet, verliert Papa die »Christina«!*

Libby blieb stehen und starrte immer noch in die Nacht. *Wie kann ich bloß eine solche Entscheidung treffen? Ich laufe gerade davon, meinem eigenen Vater zu helfen! Davon, die »Christina« zu retten – Papas Versteck für flüchtige Sklaven, Papas Lebensunterhalt, unser Zuhause!*

## Niemand kennt sie

Vor Angst hin- und hergerissen stand Libby da. Dann dachte sie daran, wie Papa dem Betrüger widerstanden hatte, obwohl es ihn viel kostete. Sie dachte daran, wie Micah Parker sich selbst geopfert hatte, damit sein Sohn entkommen konnte.

Libby nahm einen tiefen Atemzug. *Was ist Geld – sogar unser Dampfschiff – im Vergleich zu Jordans Freiheit und vielleicht seinem Leben?*

Das Licht war inzwischen verschwunden, doch als Libby sich wieder in Bewegung setzte, sah sie es wieder. Immer schneller eilte Libby in der Dunkelheit, um das Licht einzuholen. Dann ging Peter auf einer Straße. Manchmal war er kaum zu sehen, doch das Licht schwankte immer noch hin und her.

Als der Boden eben wurde, begann Libby zu laufen. Sie blieb auf dem Gras und versuchte lautlos vorwärtszukommen. Dann bemerkte sie, dass Peter ganz in der Nähe des Hauses vorbeiging, das Allen Pinkerton ihnen genannt hatte. *Kann ich Herrn Pinkerton rufen und trotzdem Peter nicht aus den Augen verlieren?*

Als Libby das Haus schließlich erreichte, war sie außer Atem. Sobald sie an die Tür klopfte, öffnete Herr Pinkerton.

»Kommen Sie!«, sagte Libby. »Wir brauchen Hilfe!«

Für einen Augenblick trat Herr Pinkerton ins Haus zurück. Als er zurückkehrte, folgte ihm ein Mann in Polizei-Uniform.

Erneut begann Libby zu laufen. Einen Block wei-

ter sah sie Peter erneut. Und noch einen Block weiter begann er langsamer zu werden. Als Libby sich Peter näherte, wurde ihr klar, warum. Nicht weit vor ihm hielt ein Mann eine Laterne – ein Mann, dessen Rücken so aussah wie der Rücken von Dexter, dem Betrüger. Neben ihm ging ein Junge, der wie Jordan aussah.

Als der Junge dem Mann die Treppen eines Hauses hinauffolgen wollte, schrie Libby: »Jordan!« Augenblicklich traten Herr Pinkerton und der Polizist hinter eine große Kiefer. Als der Betrüger sich umdrehte, erblickte er Peter und Libby.

»Was macht ihr hier?«, fragte Dexter.

»Jordan!«, rief Libby erneut. »Glaub nicht, was er dir sagt!«

Auf ihre Worte hin entfernte sich Jordan etwas vom Betrüger. Als Dexter versuchte, ihn am Arm zu packen, sprang Jordan außer Reichweite und eilte zu Libby und Peter hinüber.

Einen Augenblick lang starrte der Betrüger sie alle an. Als müsste er ihre Überzahl zähneknirschend anerkennen, erfüllten sich seine Augen mit Hass. »Verschwindet!«, schrie er. »Alle miteinander!«

Ohne ein weiteres Wort öffnete er die Vordertür, trat ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

»Er sagte, mein Daddy sich beim Weglaufen verletzt hat«, erzählte Jordan Libby und Peter. »Er sagte, er mich zu ihm führen wird. Stimmt das nicht? Mein Daddy nich' hier is'?«

»Das glaube ich nicht«, meinte Libby. »Ich glaube, Dexter wollte dich damit einfach dazu bringen, ihm zu folgen. Bist du deshalb mit ihm mitgegangen?«

»Ich dachte mir, dass er lügt vielleicht.« Jordan ließ entmutigt die Schultern hängen. Er trat einen Stein auf der Straße und blickte dann auf. »Du denkst, der Betrüger die Belohnung will, die ausgesetzt ist auf meinen Kopf?«

In diesem Augenblick wurde Libby etwas klar. »Dexter hat sich zu schnell geschlagen gegeben!« Als Jordan sie anstarrte, ratterten Libbys Gedanken weiter. *Heißt das, dass Dexter keine Sklavenfänger hat, die ihm helfen? Oder dachte er wieder an den größeren Schatz, den er vergraben hat, der mehr wert ist als die Belohnung für Jordan? Falls Jordan ein Theater machte, könnte der Betrüger die Stadt nicht mit seinem Schatz verlassen.*

Plötzlich begann Libby zu rennen. Von Baum zu Baum schlich sie sich ganz nah ans Haus und kauerte sich hin. Als sie an der Seitenmauer entlangschlich, hörte sie, wie sich die Hintertür öffnete und wieder schloss. Augenblicke später sah sie den dunklen Umriss eines Körpers durch den Hof auf ein Gartentor zugehen. Als das Gartentor quietschte, bemerkte Libby, wie das Mondlicht sich in Metall widerspiegelte. *Trug der Betrüger eine Schaufel bei sich?*

Libby drehte sich um und stellte erleichtert fest, dass Peter direkt hinter ihr war. *Aha! Er hat also wieder erraten, was der Betrüger vorhatte!*

Hinter Peter folgten Jordan, Herr Pinkerton und der Polizist. Als Libby schließlich den Hof überquert und das Gartentor erreicht hatte, war Dexter bereits außer Sichtweite. Libby schluckte leer, panikerfüllt. Sie musste sich mit aller Gewalt zurückhalten, nicht zu rennen, bis sie den Betrüger wieder sah. Dann fiel ihr

etwas ein. *Ich brauche ihn gar nicht zu sehen. Ich weiß, wohin er geht.*

Als Dexter einen Hügel hinaufging, kam seine dunkle Gestalt für ein, zwei Augenblicke in Sicht. Dann verschwand er erneut.

Libby und die anderen gingen nun schneller. Peters Laterne war nicht mehr angezündet. In der Dunkelheit hielt er sich an Libbys Ellbogen fest. Allein schon das Wissen, dass er hier war, beruhigte Libby.

Schnellen Schrittes und geräuschlos gingen sie alle durch die Schluchten. Als sie schließlich den großen Felsen beim Versteck erreichten, hörte Libby das Geräusch von Metall, das auf Metall traf. Sie und die anderen versteckten sich hinter dichten Sträuchern, knieten sich hin und beobachteten.

Schon bald hatte Dexter genug Erde aus dem Loch geschaufelt. Er ging auf die Knie und hob die kleine Truhe heraus. Er setzte sie ab, schaufelte die Erde ins Loch zurück und glättete sie wieder. Dann versteckte er die Schaufel unter einem Gebüsch.

Als Dexter zurückging, um die Truhe aufzuheben, kam Peter aus seinem Versteck.

»Schon wieder du!« Der Mann starrte Peter wütend an. »Was tust du hier?«

Einen Augenblick wich Peter zurück. Doch Libby wusste, dass er die Worte des Betrügers nicht gehört hatte. Doch Dexters ärgerlicher Gesichtsausdruck war deutlich genug.

Mit erhobener Faust ging Dexter auf Peter zu. Genau in diesem Augenblick traten Allan Pinkerton und der Polizist hervor. Der Detektiv blickte Peter an und zeigte

auf Dexter. Herr Pinkerton zog die Schultern hoch, wie um zu fragen: »Kennst du diesen Mann? Woher?«

»Von Galena«, antwortete Peter. »Ich habe in seinem Haus gewohnt.«

Libby starrte Peter an. »Du hast in seinem Haus *gewohnt*? Deshalb kennst du ihn?«

Doch Peter beobachtete den Betrüger. Als wollte er Herrn Pinkerton beim Fragenstellen helfen, zog er seine Schiefertafel hervor. Peter stellte sich mutig hin und blickte Dexter direkt an. »Sie wollten einen Dieb, wie Sie einer sind, aus mir machen.«

Plötzlich stürzte sich Dexter nach vorn. Bevor ihn jemand daran hindern konnte, packte er Peters Schiefertafel und warf sie in hohem Bogen davon. Als sie gegen einen Baumstamm prallte, zerschmetterte die Schiefertafel in tausend Stücke.

Als Dexter zum Schatz zurückeilte, befahl Herr Pinkerton: »Halt!« Mit einigen schnellen Schritten holte er Dexter ein und packte ihn am Arm. Der Polizist legte Dexter Handschellen an.

Jordan nahm einen Griff der Truhe und Peter den anderen. Libby wagte kaum zu hoffen, dass ihre Suche nach dem gestohlenen Geld hier zu Ende war, als sie mit den Jungen und Herrn Pinkerton und seinem Freund zur Polizeiwache ging. Als Dexter durchsucht wurde, fand der Polizist einen kleinen Schlüssel, der zur Truhe passte.

Als Edward Dexter in eine Zelle gesperrt worden war, neben der der Polizist stand, wandte sich Herr Pinkerton an Libby und Jordan: »Nun sagt mir noch mal, was ihr denkt, dass in dieser Truhe ist.«

Als Libby ihm den Geldbetrag nannte, der Papa gestohlen worden war, gab Jordan den Betrag seiner Kirche an. »Reverend Freeman hat mir gesagt, dass auf etwa zehn Scheinen Tintenflecken sind.«

Herr Pinkerton nahm den Schlüssel und überreichte ihn Jordan. Mit vor Aufregung zitternden Händen drehte er den Schlüssel im Schloss und öffnete die Truhe. Es befanden sich zwei getrennte Taschen voller Geld darin.

Als der Polizist das Geld in der ersten Tasche fertig gezählt hatte, kam er auf genau jenen Betrag, den Libby ihm genannt hatte. Als er die zweite Tasche fertig gezählt hatte, blinzelte er Jordan zu.

»Auf den Cent genau«, sagte er.

Jordan breitete die Scheine auf dem Tisch aus. Auf einigen Ecken befanden sich Tintenflecken. Da Peters Schiefertafel kaputt war, nahm sich Libby ein Stück Papier und einen Stift von einem Schreibtisch in der Nähe. Schnell schrieb sie für Peter: »Der Betrüger war der Mann, bei dem du gelebt hast?«

»Bis letzten Sommer wohnte ich bei einer Familie in Galena, wenn ich von der Schule nach Hause kam. Doch sie zogen um, und der Betrüger bot an, sich um mich zu kümmern. Wenn er etwas stahl und Angst hatte, dass er erwischt werden könnte, musste ich die Reisetasche mit dem gestohlenen Geld tragen.«

Erneut schrieb Libby: »In seiner Notiz für Papa schrieb Dexter: ›Sagen Sie Peter, er soll nicht vergessen, was ich ihm beigebracht habe.‹ Was hat Dexter dir beigebracht?«

Peter wurde rot vor Verlegenheit. »Er versuchte mir beizubringen, alles Mögliche zu stehlen.«

Libby starrte ihn an und schrieb dann so schnell sie konnte. »Dann hat er dich also auf die *Christina* geschickt? Er wollte, dass du Papa und alle anderen bestiehlst?«

Peter lächelte, jenes spezielle Lächeln, das Libby immer das Herz erwärmte. »Aber ich habe niemanden bestohlen.«

In diesem Augenblick fielen Libby die Worte ihres Vaters wieder ein. *Papa wollte, dass Peter im Sonnenlicht aufwachsen konnte.*

Alle Puzzleteile hatten sich zusammengefügt. Alle Puzzleteile außer denjenigen, was Caleb und Jordans Vater zugestoßen war. Und das waren die wichtigsten Puzzleteile von allen.

Libby, Jordan und Peter ließen das Geld auf der Polizeiwache und gingen nach draußen. Weit über ihnen funkelten helle Sterne am Nachthimmel.

Als sie zum Haus gingen, in dem sie untergebracht waren, wich die nächtliche Dunkelheit langsam dem Licht vor der Dämmerung. Ein Stern nach dem anderen verschwand. Doch ein Stern blieb, heller als alle anderen. War das der Morgenstern?

In der Nähe des Hauses blickte Libby nach vorn. Jemand mit Calebs blondem Haar kam ihnen entgegen. *Bilde ich mir das nur ein? Ist er es? Kann das sein?*

Libby begann zu rennen, Jordan und Peter hinterher. Als sie Caleb erreichten, umarmte er sie alle drei gleichzeitig. Dann lachten alle erleichtert auf, verrückt vor Freude, dass sie einander wiederhatten.

»Was ist mit dir geschehen?«, fragte Libby. Seitdem sie ihn kannte, hatte Caleb noch nie besser ausgesehen. »Wir haben uns die ganze Woche Sorgen gemacht.«

Auf dem Weg zurück zum Haus erklärte Caleb: »Als ich die Pferde schließlich in die Scheune von Dr. Brown gebracht hatte, war es zu spät, um wegzugehen. Sklavenfänger hatten die Spuren am Flussufer gefunden. Sie durchkämmten das ganze Gebiet, da sie die Belohnungen für Jordan und Micah Parker haben wollten.«

»Die Fänger haben dich gesehen?« Das hatte Libby befürchtet.

Caleb nickte. »Sie konnten nichts beweisen. Jordan und sein Vater waren weg. Aber wenn ich gleich hierhergekommen wäre, hätte ich sie zu Jordan und seinem Vater geführt.«

Caleb blickte seinen Freund an. »Wo ist er? Dein Vater ist noch nicht hier?«

Als Jordan den Kopf schüttelte, verschwand das frohe Leuchten über Calebs Wiedersehen aus seinen Augen.

\*\*\*

*Drei Sonntage*, dachte Libby später an jenem Morgen, als sie und Caleb, Jordan und Peter sich in der Kirche hinsetzten. Nach dem Frühstück hatte Libby der Dame des Hauses dabei geholfen, die Stühle zu stellen.

*Drei Sonntage, und alle so anders.* Der erste Sonntag in Galena, als Jordan erfuhr, dass das Geld gestohlen worden war. Der zweite in der presbyterianischen Kirche neben der Mädchenschule. Und nun war eine weitere Woche vergangen. Von all den Wochen in Jordans

Leben war dies vielleicht die längste gewesen. Dreimal hatte er seinen Vater gefunden. Und dreimal hatte er seinen Daddy wieder verloren.

Als Libby den Schmerz in Jordans Augen sah, erriet sie seine Gedanken. Wie konnte die kurze Strecke von dem Ort, an dem Micah den Zug verlassen hatte, bis nach Springfield nur sieben Reisetage in Anspruch nehmen? Etwas musste schrecklich schiefgelaufen sein.

Obwohl sie das Geld für Papa und Jordans Kirche gefunden hatten, konnte sich Libby nicht darüber freuen. Im Vergleich zu Micahs Leben spielte das Geld überhaupt keine Rolle.

Mit einer ausgeliehenen Schiefertafel in der Hand saß Libby neben Peter und schrieb, wenn es nötig wurde. Nachdem das Schlusslied angestimmt worden war, stand Jordan auf und stolperte nach vorn. Als könnte er seine Sorgen nicht länger tragen, ließ er sich auf die Knie fallen und begann zu beten.

»Oh, Herr! Kostbarer Jesus! Wo kann nur sein mein Daddy? Wir wissen nicht, ob er is' tot oder lebt. Bitte, Herr. Bring meinen Daddy zu uns!«

Plötzlich bebten Jordans starke Schultern. Sein ganzer Körper zitterte, als er weinend zusammenbrach.

Leise erhob sich Caleb. Er ließ sich links neben Jordan niederfallen und legte seinem Freund den Arm um die Schultern. Als Caleb den Kopf neigte, wusste Libby, dass er betete.

Lautlos stand auch sie auf. Libby wusste gar nicht recht, wie sie dorthin gekommen war, aber sie fand sich neben ihrem Stuhl auf den Knien wieder. Von ganzem Herzen betete sie, wie sie selten gebetet hatte.

Wie im Traum nahm sie wahr, was sich um sie herum abspielte. Peter kniete neben ihr auf dem Boden. Dann standen die Kirchenmitglieder von ihren Stühlen auf. Einer nach dem anderen kniete sich hinter Jordan hin, wo gerade Platz war.

Zuerst beteten die Leute leise, so wie Libby. Dann hörte Libby von hier und dort ein Flüstern.

»Kostbarer Jesus! Gelobter Erlöser!«

Schon bald schwoll das Flüstern an, bis alle miteinander laut beteten. »Guter Herr! Kostbarer Erlöser! Halleluja, Jesus!« Wie ein Sprech-Chor wurden die Stimmen der Leute, die vor dem Thron Gottes flehten, mutig und kräftig. Dann, so allmählich, wie die Stimmen lauter geworden waren, schwollen sie wieder ab.

»Danke, Herr«, flüsterte Jordan. »Danke, Jesus.« Sanft, nicht mehr als im Flüsterton, wiederholten andere sein Gebet.

Tief und leise stimmte jemand ein Lied an:

*Nobody knows the trouble I see,  
Nobody knows but Jesus;  
Nobody knows the trouble I see, Glory, Hallelujah!*

*(Niemand kennt meine Sorgen,  
Niemand außer Jesus;  
Niemand kennt meine Sorgen, Ehre, halleluja!)*

Als würde Jordan von Frieden erfüllt, atmete er tief ein. Doch er kniete immer noch scheinbar erwartungsvoll da.

*Sometimes I'm up, sometimes I'm down,  
O yes, Lord!  
Sometimes I'm almost to the ground ...*

*(Manchmal geht's mir gut und manchmal nicht,  
O ja, Herr!  
Manchmal bin ich fast am Boden ...)*

Libby hörte, wie der Boden im hinteren Teil des Raumes knarrte. Einen Augenblick später hörte sie, wie jemand mit nackten Füßen an ihrem Stuhl vorbeiging. Als sie aufblickte, sah Libby einen großen Mann neben Jordan auf dem Boden knien. Der Mann streckte seinen Arm aus und legte ihn über Calebs Arm auf Jordans Schultern.

»Ich bin hier, Jordan«, sagte sein Daddy leise.

Jordans Kopf schnellte in die Höhe. »Daddy!« Als könnte er seinen Augen kaum trauen, starrte Jordan ihn an. »Gerade als ich dich hatte gefunden, ich dich hab wieder verloren. Ich wusste nicht, wo du war's!«

»Ich hab versteckt mich in der Zisterne neben den Schienen.«

»Im Wasser?«

»Es war nicht genug, um zu ertränken 'n Mann wie mich. Als es war ungefährlich, ich hab den Eimer und das Seil benutzt. Der Mann, der hat aufgeladen das Gepäck, mich versteckt hat, bis ich bin hierhergekommen, um zu suchen dich.«

Plötzlich brach Jordan wieder in Tränen aus. Je mehr er schluchzte, desto fester hielt ihn der Arm seines Vaters. Um sie herum wurde das Singen lauter:

*Nobody knows the trouble I see,  
Nobody knows but Jesus.*

*(Niemand kennt meine Sorgen,  
Niemand außer Jesus.)*

Nun wurden die Worte von einem Freudenschrei begleitet. *Ehre, Halleluja!*

Schließlich blickte Jordan seinem Vater in die Augen. »Du bist wirklich frei!«

Micah Parkers Stimme war rau, als hätte er ebenfalls geweint. »Ich frei und bei dir bin. Und bei deine Mamma und Serena und Zack und bei die kleine Rose.«

Erst dann fiel Libby etwas ein. *Heute ist Jordans Geburtstag! Der Tag, an dem er weiß, dass sein Daddy frei ist!*

Als sich die Leute auf den Heimweg machten, gingen Libby, Caleb und Peter nach draußen. Im morgendlichen Sonnenlicht setzten sie sich ins Gras, um das Geschehene zu besprechen.

Auf der Schiefertafel erklärte Libby Peter: »Wenn Micah Parker über die Türschwelle tritt, wird Jordans Mutter ihren Augen kaum trauen!«

Seit dem Frühlingstag, an dem Jordan zum ersten Mal aufs Schiff gekommen war, wusste Libby etwas. Obwohl sie durch die Sklaverei getrennt worden war, gehörte Jordan zu einer *Gib-nie-auf-Familie* – einer Familie, die füreinander sorgte, egal, wie schwierig es war.

Allein schon beim Gedanken an dieses Wiedersehen wäre Libby am liebsten in ein Freudengebrüll ausgebrochen.

Calebs Grinsen verriet ihr, dass es ihm ähnlich ging. Doch er warnte: »Irgendwie muss sich Jordans Familie immer noch treffen.«

Libby wollte nicht an die möglichen Gefahren, die vor ihnen lagen, denken, und schob Calebs Worte beiseite. Stattdessen warf sie einen Blick zu Peter hinüber. Der Ausdruck in seinen Augen verriet Libby, dass er genau wusste, was vorgefallen war. Vielleicht verstand er es sogar besser als sie alle.

Nun sagte Peter leise: »Ich habe auch eine Familie.«

Libby nahm die Schiefertafel und begann wieder zu schreiben. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie sah ihre Worte nur noch verschwommen. Sie wollte sie nicht auswischen, sondern für immer auf der Schiefertafel behalten.

Als Libby fertig geschrieben hatte, hielt sie die Worte Peter hin: »Ich freue mich, dass ich einen neuen Bruder habe.«

# Danksagung

**H**ast du dich je gefragt: *Wer sind meine Vorbilder? Wer sind die Leute, denen ich glaube und vertraue und deren Leben ich nachahmenswert finde?*

Für Caleb und für uns alle ist das eine wichtige Frage. In dieser Zeit, in der wir oft vom Verhalten berühmter Leute enttäuscht werden, wollen wir besonders Vorbilder wählen, die unserer Achtung würdig sind. Eine solche Person könnte ein Familienmitglied oder ein Freund, Lehrer, Leiter oder sonst jemand sein, dem wir nacheifern.

Wenn wir darüber nachdenken, wer unsere Vorbilder sein könnten, müssen wir uns bewusst sein, dass kein Mensch perfekt ist. Nur Gott ist das. Doch wenn wir Ihn um Hilfe bitten und eine weise Wahl treffen, kann Er uns gute Vorbilder geben.

Im Leben und im Tod stand Calebs Held Elijah P. Lovejoy für Überzeugungen, die uns allen wichtig sind. Wegen seines Mutes und seiner Liebe für Afroamerikaner wurde er der erste Märtyrer für die Pressefreiheit.

Mithilfe von William Johnson, einem Friedhofsaufseher – und der einzigen Person, welche die genaue Stelle kannte –, verschob Major Hunter Herrn Lovejoys Grab im Jahr 1864. In einer Zeit, als die Grundsätze der Meinungsäußerungs- und Pressefreiheit ihm viel bedeuteten, markierte der Redakteur Thomas Dimmock das Grab. Durch seine Arbeit und die Zusammenarbeit der Bewohner von Alton und dem Staat Illinois wurde im Jahr 1897 ein dreißig Meter hohes

Denkmal von Lovejoy fertiggestellt mit der Widmung »In Dankbarkeit gegenüber Gott und in Liebe zur Freiheit«.

Seit 1864 versammeln sich diejenigen, die Elijah Lovejoy und die Überzeugungen, für die er einstand, ehren wollen, an jedem 9. November zu einem Gedenkgottesdienst. Die Mittags-Veranstaltung am *Lovejoy Monument* in Alton, Illinois, steht allen Besuchern offen.

In einem Brief an die Afroamerikaner von Alton rief Herr Dimmock sie dazu auf, Herrn Lovejoys Grab zu beschützen und zu pflegen. Diejenigen, die dafür ausgewählt wurden, erachten die Aufgabe als eine große Ehre. Doch der Präsident und andere Mitglieder des Vorstands des *Elijah P. Lovejoy Memorial* waren sowohl Afroamerikaner als auch Weiße. Als der Verein im Jahr 1952 seine Gründungsurkunde bekam, wurde er die erste nicht-religiöse Organisation in Alton mit einer rassenübergreifenden Leitung.

Mitglieder sind sowohl afroamerikanische als auch weiße Bürger, die Herrn Lovejoys Ruf zur Verteidigung der bedeutenden Verfassungs-Leitsätze Menschenrechte und Pressefreiheit folgen wollen. Herr Lovejoy wusste, dass das Land nur überleben konnte, solange es Männer und Frauen gab, die diese Werte mit ihrem Leben verteidigten.

Wie uns die *Alton Historical Society* in Erinnerung ruft: »Die Nachtwache in Alton ist zu einer US-amerikanischen Nachtwache geworden – einer Entschlossenheit, Freiheit und Gerechtigkeit für alle Männer und Frauen aufrechtzuerhalten. Es ist eine Nachtwache des

Friedens, die Sehnsucht nach einem Tag, an dem wir unsere Schwerter zu Pflugscharen und Speere zu Winzermessern schmieden werden.«

Die *Alton AME Church* heißt nun *Campbell Chapel*. In der frühen Geschichte von Illinois kamen drei andere AME-Kirchen dazu: die *New Bethel-Rocky Fork*, die *Allen Chapel* und die *Model Chapel*. Priscilla Baltimore war die »Harriet Tubman« von Alton. Man nimmt an, dass Reverend John Livingston der erste Pastor der *Union Baptist Church* in Alton gewesen war. Er gründete auch die *Mt. Emory Baptist Church* in Jacksonville und die heute *Zion Missionary Baptist Church* genannte Kirche in Springfield. Da er für seine missionarischen Einsätze in der Gegend bekannt war, wird Reverend Livingston der »Vater der farbigen Baptisten in Illinois« genannt. Er wurde unglaubliche 105 Jahre alt.

Das *Monticello Seminary*, die Mädchenschule, ist heute das *Lewis and Clark Community College*. Die nahe gelegene Kirche befindet sich nun auf der gegenüberliegenden Straßenseite und wird als Kapelle für Hochzeiten benutzt.

In Brighton werden einige Gebäude, die als »Untergrundbahnhof« dienten, immer noch genutzt. In den Jahren sind zwischen den »Bahnhöfen« Häuser gebaut worden, sodass das »Laternensignal« heutzutage nicht mehr möglich wäre. Dass Dr. Brown einen flüchtigen Sklaven verloren hat und die Aussage des Magistrats, dass er an einem Sonntag keine Verhaftungen durchführe, sind historisch belegt. Jahre später erzählte Frances Brown gerne, wie sie den flüchtigen Sklaven in

ihrem Zuhause biblische Geschichten vorgelesen hatte. Woher weiß ich das?

Beim Recherchieren für diese Reihe haben mein Mann Roy und ich unzählige Reisen den Mississippi hinauf und hinunter unternommen und bei Museen, »Untergrundbahnhöfen« und Bibliotheken haltgemacht, um die authentischen Geschichten zu erforschen. Mit Hilfe von Bibliothekaren habe ich Zeitungsartikel aus alten Zeiten über die historischen Figuren gefunden, die ich in diesem Buch porträtiere. Einer dieser Artikel ist die Geschichte von Dr. Thomas Brown und seiner Tochter Frances.

Jene Bürger, die ihre Häuser zur Verfügung stellten, riskierten nicht nur den Verlust all ihrer Güter, um entlaufenen Sklaven einen sicheren Unterschlupf und Nahrung zu bieten. Dr. Brown spricht mit Libby über ein zusätzliches Problem – das »Gesetz über flüchtige Sklaven«, das später aufgehoben wurde, das allem, was der Doktor und viele andere glaubten, entgegenstand. Dr. Brown sagte: »Wenn das von Menschen gemachte Gesetz gegen die Wege Gottes verstößt, bringt das allerlei Schwierigkeiten mit sich.«

Doch Libby ist sich der möglichen Kosten bewusst – dass ihr eigener Vater und andere ins Gefängnis geworfen werden könnten. Sie fragte den Arzt: »Wenn Sie wissen, was geschehen könnte, wie können Sie flüchtigen Sklaven überhaupt noch helfen?«

»Wie kann ich ihnen *nicht* helfen?«, entgegnete er. »Gottes Gesetz steht über dem menschlichen.«

Dr. Brown öffnete die Seite einer Bibel beim 23. Kapitel des 5. Buches Mose. Er zeigte auf die Worte

von Vers 16: »Einen Knecht, der sich vor seinem Herrn zu dir rettet, sollst du seinem Herrn nicht ausliefern.«

Der Arzt war nicht gewillt, jemandem zu gehorchen, für den ein Mensch nur Besitz war. Er erklärte: »Wenn zwei Gesetze zueinander im Widerspruch stehen, ist Gottes Gesetz wichtiger – man muss es höher achten.«

Ich bin allen, die mir beim Schreiben dieses Buches geholfen haben, zutiefst dankbar. Vier Menschen haben enorm viel Zeit aufgewendet, um mir Informationen über die Bewohner und die Geschichte ihrer Städte zu liefern. Ich könnte viel über J. Eric Robinsons Talente sagen, denn sein ausgeprägter Sinn für Geschichten hat mir geholfen, die Szenen in Alton zu gestalten. Doch als ich versuchte, seine vielen Fähigkeiten zu beschreiben, sagte er einfach: »Ich bin Eric Robinson, Präsident des *Elijah P. Lovejoy Memorial*.« Danke, Eric! Mein herzlicher Dank geht an Charlene Gill, Präsidentin der *Alton Area Historical Society*, und an June Wilderman, Präsidentin der *Brighton Heritage Group* und Museumsdirektorin des *Brighton Museum*. Sie haben mir sowohl wichtige Informationen gegeben als auch Teile des Manuskripts gelesen. Ein herzlicher Dank geht auch an Jessie Mae Finley, emeritierte Historikerin, von der *Zion Missionary Baptist Church* in Springfield.

H. Scott Wolfe, Bibliothekar vom *Galena Public Library District*, Galena, Illinois, hat mir ebenfalls wichtige Detail-Informationen geliefert und Teile des Manuskripts gelesen. Ein Dankeschön geht an Susan Kulasekara, Bibliothekarin vom *Hayner Public Library District*, Alton; an Schwester Wilma Wittman, *Ursuline Convent*, Alton; an Kim Bauer, Geschichtsforscher, und

E. Cheryl Schnirring, Manuskript-Kuratorin an der *Illinois State Historical Library*; sowie an William Tubbs, Mitherausgeber des *Illinois Historical Journal*, Springfield. J. Hurley und Roberta Hagood, Autoren solcher klassischer Bücher wie *The Story of Hannibal* und *Hannibal, Too*, haben Libby geholfen, ihren Geburtstag zu feiern.

Eine Reihe von Leuten haben dazu beigetragen, dass Peter ins Dasein gerufen wurde. Ihr wundert euch vielleicht über seine Erklärung, wie er taub geworden ist. Das Wort »Hirnfieber« (*brain fever*) war in der Zeit, in der dieses Buch spielt, gebräuchlich. Wegen des historischen Zeitrahmens wissen wir nicht genau, was damit genau gemeint ist. Wir wissen aber, dass viele Menschen ihr Gehör verloren haben oder an Hirnfieber gestorben sind, weil es höchst ansteckend war.

Mein Leben ist bereichert worden von Tilly (Caroline) Raven und den Schülern sowie den Angestellten der *Illinois School for the Deaf* in Jacksonville. Kathleen Cook, Sekundarlehrerin, und Marene Mattern, Hilfslehrerin, haben Überstunden gemacht, um mich zu unterrichten, meine Fragen zu beantworten und mir dann mit dem Manuskript zu helfen. Tausend Dank, Kathy und Marene!

Meine Dankbarkeit gilt auch Dude Wildrick, Mittelschulleiter, den Lehrern Nancy Kelly-Jones und Joe Lee und der Übersetzerin Christine Good. Danke an Joan M. Forney, Leiterin der *Illinois School for the Deaf*, für die Erlaubnis, ihre Tabelle des Fingeralphabets zu benutzen.

Wanda Tiffany, Kuratorin des *Heritage Cultural Cen-*

ter, hat mich Kathy Cook und anderen neuen Freunden in Jacksonville vorgestellt: Jack Barwick, Präsident der *Jacksonville Historical Society*; Art Wilson, freiberuflicher Schriftsteller, und Dr. Jim Davis, Geschichtsprofessor am *Illinois College*. Und vielen Dank den Bibliothekaren der *Schewe Library, Illinois College*, und der *Jacksonville Public Library*.

Ich bin der Meisterschafts-Springreiterin Jessica Swanson, die Pferde viel besser kennt als ich, dankbar; ebenso Tim Schandel, dem obersten Museumsassistenten des *Lake Superior Museum of Transportation*, Duluth, Minnesota.

Ein Dankeschön geht an Ron Klug, dem Herausgeber von mehr als zwanzig meiner Romane, an meine internen Lektoren, Rochelle Glöege und Natasha Sperling, und ans ganze *Bethany House*-Team für ihre Hilfe bei der ersten Veröffentlichung dieses Buches als Teil der »Riverboat Adventure«-Reihe.

Danke an alle Leute bei *Moody Publishers*, die dazu beigetragen haben, diese neue Ausgabe als »Freedom Seekers«-Reihe herauszugeben: an Deborah Keiser, Mitherausgeberin von *River North*, für ihre kreative Planung und Führung; an Michele Forrider, Audience Development Manager, für die tagtägliche Vermarktung und weil sie den Kontakt zur Leserschaft hergestellt hat; an Brittany Biggs, Author Relations; an Bailey Utecht, Redaktionsassistent; an Pam Pugh, Hauptprojektleiterin, für ihre Aufsichtsführung, ihr Management und ihre Detailarbeit, die dieses Buch zur Vollendung gebracht haben, und an die Grafikerin Odessa Sawyer.

Ein großes Dankeschön auch an alle Leute, die an dieser deutschen Ausgabe der Reihe »Der Abenteuerfluss« gearbeitet haben. Ein besonderer Dank gilt Oliver Reichl als Lektor bei CLV für seine Führung, sein Ermutigen und seine weisen Entscheidungen. Ein Dankeschön an Franziska Sägesser, früher eine Leserin meiner Bücher, nun die Übersetzerin. Ist das nicht lustig? Und vielen Dank an den Grafiker, der das Titelbild gestaltet hat, Andreas Fett, für seine authentische, herzerwärmende Darstellung der Mississippi-Dampfer-Epoche.

Ich danke all meinen Lesern und Freunden, die mir auf verschiedenen Wegen Ermutigungen und Grüße geschickt haben. Ich schätze jeden Brief, jede E-Mail, die ihr aus Deutschland und aus über vierzig Ländern rund um die Welt geschrieben habt!

Schließlich gilt meine tiefste Dankbarkeit meinem Mann Roy. Um alles Wissen zu sammeln, das nötig war, um diese Reihe zu schreiben, sind wir meilenweit zusammen gereist. Wir haben gesprochen, gelesen und überall, wo wir waren, Fragen gestellt. Und wenn ich eine Idee für die Geschichte brauchte, hast du, Roy, sie mir gegeben. Du hast alle Romane, die ich geschrieben habe, tief greifend beeinflusst. Möge dir der Segen, den du mir und meinen Lesern bist, unzählige Male vergolten werden!



## Was geschieht als Nächstes ...?

Als sie erfahren, dass sie beobachtet werden, müssen Jordan und sein Vater Springfield, Illinois, sofort verlassen. Nun, da der Betrüger Dexter hinter Gittern ist, wollen Libby, Caleb, Peter und Jordan das gestohlene Geld den rechtmäßigen Besitzern zurückgeben. Doch dann entkommt Dexter! Falls er Libby wiedererkennt, sind Jordan und Peter in Gefahr. Eine Verkleidung ist die einzige Lösung, aber diese würde von Libby ein enormes Opfer fordern ...

In einer fremden Stadt suchen Libby und ihre Freunde ein sicheres Haus – eine Station der »Untergrundbahn«, wo sich Sklaven auf der Flucht verstecken können. Doch Caleb und die anderen kennen die Gegend nicht, und auf der Suche nach Hilfe geht es um Leben und Tod. Können sie rechtzeitig ein Geheimzeichen ausmachen, das ihnen Sicherheit signalisiert?

### **Der Abenteuer-Fluss 5**

---

Das Geheimzeichen

